

Welt aus Papier

▫ Jahrbuch der AG Kreatives Schreiben



Vorwort

Liebe AG-Teilnehmer*innen, liebe Leser*innen, nicht der aufrechte Gang macht den Menschen zum Menschen (Pinguine!), sondern die Fähigkeit, Geschichten zu erzählen – sich um Kopf und Kragen zu reden, zu plaudern, zu schwafeln, zu berichten, zu fantasieren, zu erfinden, zu lügen und – ein feiner, aber wichtiger Unterschied – eine Geschichte zum Besten zu geben, die nicht stimmt, aber trotzdem wahr ist. Erfundene Geschichten nutzen die „Wirklichkeit“ höchstens als Sprungbrett für ihren Körper in die Weiten der Fantasie, wo die tieferen Wahrheiten verborgen liegen.

Ein „Ergebnis“ solchen literarischen Planschens und kreativen Schnorchelns liegt in Ihren und euren Händen. Diese kleine Sammlung von Texten ist eine „Welt aus Papier“, entstanden in, um und außerhalb einer kleinen „Arbeits“-Gemeinschaft, die im Schuljahr 2025/26 am Goethe-Gymnasium Karlsruhe regelmäßig zusammenkam, um zu schreiben, zu experimentieren, sich gegenseitig Erzeugnisse der eigenen Fantasie vorzulesen und gemeinsam daran zu feilen. Dabei sind Gedichte, Erzählungen und sogar Auszüge aus begonnenen Romanen entstanden, bei denen oft genug kaum zu glauben ist, dass sie den Köpfen und Händen von Schüler*innen der Unter- und Mittelstufe entspringen konnten.

Ein großer Lesegenuss steht Ihnen und euch bevor! Und immer wieder schlägt man das Heftlein zu und betet, dass dieser Romananfang ein ganzes Buch werden möge! Wir wünschen eine gute Lektüre und hoffen auf viele weitere gemeinsame Stunden in der „Welt aus Papier“!

Eure/Ihre

Felix Urban und Alina Wenzlawski



Kapitelillustrationen: Hannah Tielke
Covergestaltung: Lina Mahfoudh

Inhalt

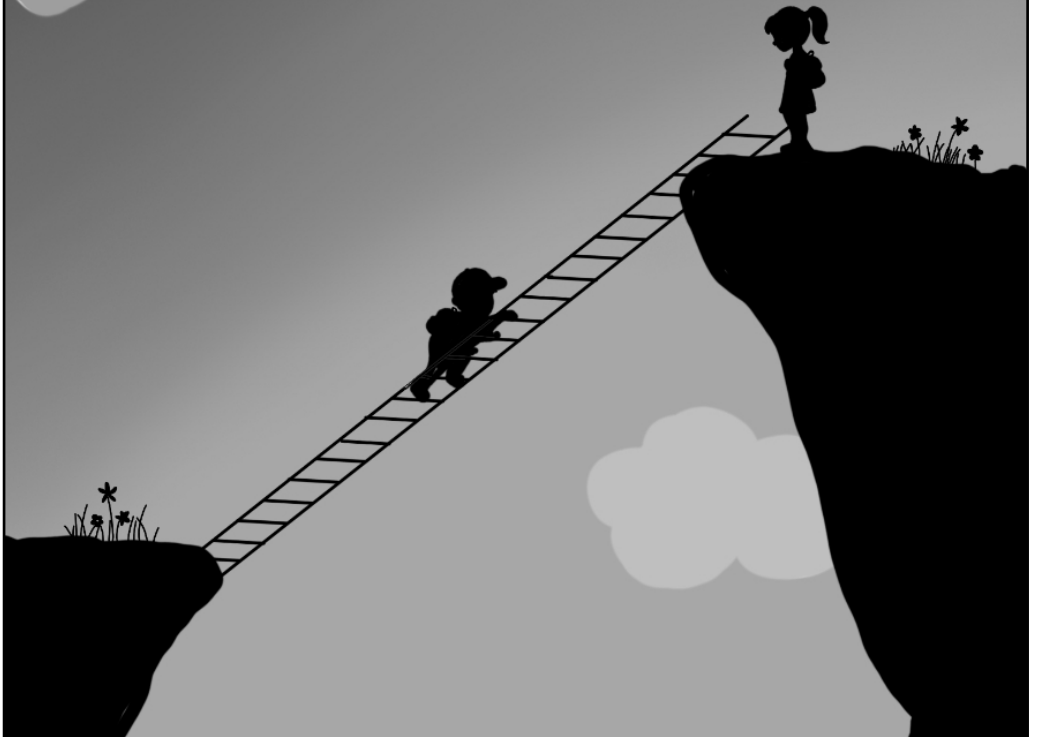
Nähe & Ferne: Texte zum Schreibwettbewerb 2026	1
Alex Liu: Nähe auf Abstand – Eine fast romantische Pandemie der Peinlichkeiten	2
Ngoc Nhi Nguyen: Nähe und Ferne	6
Frieda Eggers: Die Nähe, die der Tod bringt	10
Lars Günther: Die Zugvögel	15
Kian Tahoori: Der Sittenmann und der Gesellschaftsfremde	16
Hannah Tielke: Nähe und Ferne	21
Toprak Kilic: Der ferne Freund	25
Helena Heid: Genommen, ohne zu wissen	27
Alissa Couwenbergs: Nähe und Ferne	29
Ajla Hila: Nähe und Ferne	31
Luisa-Virginia von Bauer Monteiro de Paula: Nähe und Ferne	36
Mari Balyan: Nähe und Ferne	39
Victoriya Ganzha: Die Hexen-Uni.....	40
Regeln & Freiheit: Texte aus der AG „Welt aus Papier“	46
Leonard Roth: Die verschwundene Alltagsregel	47
Lotta Tielke: Die schwerelose Stadt.....	49
Liah Woldemariam: Vogelfrei	51
Mari Balyan: Das Chaos ohne Regeln	52
Ella-Zephine Westbrooke-Lee: Eine Verwandlung von Agatha.....	53
Maryam Alwalid: Der Künstler, der nach Freiheit sucht.....	55
Victoriya Ganzha: Träume schön bis zum Morgen	56
Lina Mahfoudh: Das Leben ohne Ampeln.....	61
Joschua Janke: Regelloser Tag	63
Xaver Wäspy: Das geträumte Gesetz	65

Traum & Wirklichkeit: Texte aus der AG „Welt aus Papier“	67
Paula Klimes: Der Traum.....	68
Paula Klimes: Das Glück in mir und meiner Seele.....	69
Paula Klimes: Mein Leben	70
Paula Klimes: Ein Schneesturm.....	70
Nadiia Mykhaylovych: Ohne Titel.....	71
Helen Meyerhenke: Eingesperrt!	72
Ella-Zephrine Westbrooke-Lee: Traumlicht.....	73
Ella-Zephrine Westbrooke-Lee: Zwischen den Welten.....	74
Alles gehört dir: Freie Texte aus der AG „Welt aus Papier“	75
Hannah Tielke: Reise durch Adena	76
Oliver Wevelsiep: Die neue Schule	80
Lilli Dettling: Einfach sein.....	82

- Schreibwettbewerb -

Nähe und Ferne

2025/26



Alex Liu:

Nähe auf Abstand – Eine fast romantische Pandemie der Peinlichkeiten

Dienstage sind gefährlich. Niemand nimmt sie ernst, und genau das macht sie so unberechenbar. Montag ist für Katastrophen zuständig, Mittwoch für Verzweiflung, Freitag für Hoffnung – aber Dienstag? Dienstag ist der Tag, an dem Menschen spontan Topfpflanzen umtopfen oder beschließen, ihr Leben zu ändern, indem sie Hafermilch kaufen.

Und an so einem Dienstag beschloss Tom, dass er endgültig genug von Menschen hatte.

Tom arbeitete im Homeoffice. Seit drei Jahren. Seine sozialen Kontakte bestanden aus Videokonferenzen, Lieferdiensten und der Frau von der Post, die ihn mit dem Blick eines Menschen ansah, der zu viel von anderen Menschen gesehen hatte. Sein Laptop war sein bester Freund, seine Kaffeemaschine sein Therapeut.

Bis zu dem Moment, als es an seiner Tür klingelte.

Tom öffnete und sah Lisa – die neue Nachbarin aus dem dritten Stock. Sie hielt etwas Flauschiges im Arm.

„Gehört der Ihnen?“

Tom starrte. „Professor Whiskers!“, rief er, als hätte sie ein entführtes Kind zurückgebracht.

Der Kater sah ihn mit einer Mischung aus Arroganz und Verachtung an.

„Er saß auf meinem Balkon und hat meine Basilikumpflanze gefressen.“

„Er hat einen ausgeprägten Sinn für italienische Küche“, sagte Tom entschuldigend. Lisa schnaubte. „Dann sagen Sie ihm, dass die Rechnung noch kommt.“

Und so begann alles – mit einer Pflanze, einem Kater und einem Dienstag, der sein Versprechen hielt, unberechenbar zu sein.

Von da an nahm die Sache ihren Lauf. Der Professor – so nannte Tom seinen Kater, weil „Herr Miezi“ nicht nach Respekt klang – pendelte täglich zwischen den Wohnungen. Morgens frühstückte

er bei Tom, mittags belagerte er Lisas Balkon und abends schlich er sich mit der Überheblichkeit eines Diplomaten wieder zurück. „Ihr Kater hat mehr soziale Kontakte als ich“, beschwerte sich Tom eines Tages. „Vielleicht sollten Sie sich was von ihm anschauen“, sagte Lisa trocken.

Tom nahm das persönlich und versuchte es tatsächlich: Er klingelte ein paar Tage später bei ihr, angeblich, um „den Professor abzuholen“. Der lag friedlich auf Lisas Couch und schnurrte, als wäre er dort zur Miete eingezogen.

„Ich wollte nur... also... ihn kurz sehen.“

„Klar“, sagte Lisa. „Setzen Sie sich. Ich mache Kaffee.“ Tom, der seit Jahren Kaffee nur aus seiner Maschine kannte, fühlte sich wie in einem gesellschaftlichen Abenteuerurlaub.

Nach zehn Minuten war klar: Lisa war das Gegenteil von ihm. Sie arbeitete im Eventmanagement, hatte Freunde, Hobbys, und besaß eine Pflanzenwand, die aussah, als hätte sie ein tropisches Gewächshaus überfallen. Tom dagegen hatte eine Zimmerpalme namens Kevin. Kevin war seit Monaten tot, aber Tom traute sich nicht, ihn wegzuerwerfen.

„Ich mag deine Energie“, sagte Lisa nach dem dritten Kaffee.

„Welche Energie?“

„Diese Mischung aus Panik und leichtem Existenzzweifel. Sehr sympathisch.“ Tom grinste nervös. Nähe war gefährlich. Aber auch faszinierend.

Und dann kam – wie immer im Leben – die Distanz. Lisa bekam ein Jobangebot: drei Monate Kanada.

„Du verstehst das sicher“, sagte sie.

„Natürlich“, log Tom, während Professor Whiskers beleidigt das Katzenklo ignorierte.

Die Wohnung fühlte sich plötzlich doppelt so groß an. Und doppelt so leer.

Tom versuchte, sich abzulenken: Er fing an, Brot zu backen (scheiterte am Sauerteig), schrieb Gedichte über den Sinn des WLANs und meldete sich versehentlich bei einem Onlinekurs für „Kommunikation mit Pflanzen“ an.

Nach einer Woche schickte er Lisa eine Nachricht:

Tom: „Wie ist Kanada?“

Lisa: „Kalt. Und die Eichhörnchen sind höflicher als die Menschen hier.“

Tom: „Professor Whiskers hat beschlossen, auf Diät zu gehen. Er frisst jetzt nur noch Kabel.“

So begann eine tägliche Chat-Korrespondenz, die bald zu einem Wettbewerb wurde, wer die langweiligste Isolation erlebte.

Lisa: „Ich war heute im Supermarkt. Es gab 47 Joghurtsorten, aber keinen Löffel.“

Tom: „Ich hab versehentlich das Mikrofon angelassen, während ich mit meinem Toaster gestritten habe.“

Lisa: „Wer hat gewonnen?“

Tom: „Der Toaster. Ich bin jetzt auf Toastentzug.“

Die Entfernung machte alles ein bisschen komischer – wie eine Reality-Show in Zeitlupe. Eines Nachts – es war bei ihr 23 Uhr und bei ihm 5 Uhr morgens – schickte Lisa eine Sprachnachricht.

Sie klang müde, aber irgendwie fröhlich.

„Ich glaub, ich vermisste den Professor. Und vielleicht auch ein kleines bisschen dich.“

Tom hörte sie dreimal. Dann schrieb er zurück: „Ich vermisste meinen WLAN-Router, aber das ist kein Wettbewerb.“

Aber die Wahrheit war: Er vermisste sie wirklich. Nicht auf dramatische Art, sondern so, wie man einen guten Witz vermisst, den man fast verstanden hat.

Von da an telefonierten sie regelmäßig. Sie erzählte von Eisbärenwarnschildern, er von seinem Kampf mit dem Onlinebanking.

Und irgendwann bemerkten sie beide: Nähe entsteht nicht nur durch Anwesenheit – manchmal reicht schon ein gemeinsames Lachen über dieselbe Absurdität.

Drei Monate später stand Lisa wieder vor seiner Tür.

„Ich bin zurück!“, sagte sie strahlend.

„Ich weiß“, sagte Tom. „Der Professor hat heute Morgen angefangen, sich zu waschen. Das war verdächtig.“

Sie lachten, ein bisschen zu lange. Dann standen sie da – in einer Mischung aus Freude, Peinlichkeit und leiser Hoffnung.

„Ich hab dir was aus Kanada mitgebracht“, sagte sie.

„Ah, Ahornsirup?“

„Nein. Eine Schneekugel. Mit einem Elch, der Selfies macht.“
Tom sah hinein. „Das ist das Romantischste, was mir je jemand
geschenkt hat.“ „Das war eigentlich für den Kater.“
„Natürlich.“

Der Professor miaute beleidigt.

Lisa grinste. „Also, was machen wir jetzt mit der ganzen Nähe?“
„Ich schlage vor: geregelte Besuchszeiten. Zwischen 9 und 18
Uhr. Dazwischen Abstand, um die Spannung zu halten.“

„Oder wir probieren einfach, uns zu mögen, ohne Excel-Tabelle.“

„Das klingt gefährlich.“

„Das Leben ist gefährlich.“

„Ich weiß. Ich hab mal einen Toaster beleidigt.“

Und so begann etwas Neues – kein klassisches Happy End, son-
dern eine charmante Mischung aus Chaos, Kaffee und Katzen-
haaren.

Wenn man Tom heute fragt, ob er lieber Nähe oder Ferne mag,
sagt er:

„Beides. Nähe, solange der andere nicht zu laut kaut – und Ferne,
solange das WLAN stabil bleibt.“

Der Professor nickt dazu (zumindest behauptet Tom das) und
schaut aus dem Fenster, wo Lisa gerade lacht – zwei Meter ent-
fernt, aber ganz nah.

Ngoc Nhi Nguyen: Nähe und Ferne

Ich stehe im Flur, der nach nassen Jacken und Pausenbrot riecht, und tue so, als würde ich nach meinem Matheheft suchen. Dabei weiß ich ganz genau, was ich suche. Ihn. Adam. Zehnte Klasse, ein Jahr über mir. Und obwohl ich ihn jeden Tag sehe, bleibt er manchmal wie ein Stern sichtbar und doch unerreichbar.

Noch bevor ich ihn sehe, spüre ich diesen Blick. Wie ein Faden, der sich um mein Herz legt und kurz zieht. Da ist er bei den Schließfächern, lässig, als gehöre ihm dieser Ort. Dann schaut er mich an. Nicht vorbei, nicht zufällig. So direkt, dass mir kurz heiß wird, als hätte mir jemand eine Taschenlampe ins Gesicht gehalten. Seine Augen sind schön auf eine Art, die unfair ist. Für eine Sekunde wird es still in mir, obwohl um uns herum alles laut ist. Ich spüre mein Herz, viel zu laut. Ich will auf ihn zugehen und gleichzeitig weglaufen.

Er hebt minimal das Kinn: ein Mini-„Hi“. Ich antworte zu leise, als wäre meine Stimme ein Geheimnis. Dann dreht er sich weg. Einfach so. Und ich gehe weiter mit dieser Sekunde in der Hand, als hätte ich etwas Wertvolles bekommen und es sofort wieder verloren. Meine Gedanken sind zu laut, man könnte denken, dass ich taub bin. *Warum schaut er mich so an, wenn er sonst so tut, als wäre ich Luft? Warum fühlt es sich manchmal an, als wären wir in einem Film und dann wieder so, als wäre ich nur Hintergrund?*

Im Klassenzimmer sitze ich neben Lucia. Sie merkt, wenn ich „normal“ spiele. Ich erzähle ihr, was passiert ist, zu schnell, als müsste ich es wegschieben, bevor es mich ganz erwischt.

Auf dem Heimweg greife ich schnell nach meinem Handy. Natürlich ist da kein neues Snap von ihm. Nur unsere alte Konversation, wie ein warmes Zimmer, in das ich mich rette, wenn es draußen kalt wird. Ich scrolle hoch, obwohl ich mir jedes Mal sage, dass ich es nicht mehr tue. Ich scrolle weiter bis dahin, wo alles leicht war, da, wo ich nicht immer Angst hatte, etwas falsch zu machen. Es hat mit Snapchat angefangen. Ich adde ihn, er addet mich zurück. Ganz normal. Irgendwann sagt er, er guckt K-Dramas.

„Peinlich, als Junge“, schreibt er. Ich schreibe: „Überhaupt nicht peinlich.“ Dann fließt es. Wir reden über Schule, über Dinge, die wir beide nicht korrekt finden, über Beziehungen und wir machen Witze mit demselben Humor. Mein Kopf macht daraus: *Wir passen*. Irgendwann schreibe ich ihm, wie nett und witzig und hübsch ich ihn finde. Mein Herz bleibt stehen, ich denke, jetzt war ich zu ehrlich. Aber er schreibt zurück, als würde er mich auffangen, dass nicht er „toll“ ist, sondern ich. Dass er mit mir über alles reden kann. Und plötzlich sind Worte nicht mehr nur Text, sondern Wärme. Wir nennen uns „süß“, hin und her, bis dieser Satz bleibt: „Du bist das süßeste Mädchen überhaupt.“

Wir schreiben abends und nachts. Als wäre die Uhr egal. Es fühlt sich an, als wären wir wirklich zusammen irgendwo, obwohl wir nur auf Bildschirme starren. Weil wir uns erzählen, was wir gerade tun, als wäre der andere neben uns. „Ich geh kurz runter, was essen holen.“

„Warte, ich geh auch runter. Was holst du?“

„Keine Ahnung, irgendwas.“

„Ich hol mir Toast.“ Und plötzlich ist sogar ein Kühlschranksnap intim, weil man sowas nicht macht, wenn es einem egal ist. Früher saved er alle meine Snaps. Wirklich alle. Und er schreibt sogar darüber: „Tuffes Fit.“

„Guten Morgen.“ Oder bei K-Drama am Laptop: „Ich gucke gerade auch einen, haha.“ Für mich ist das nicht nur Text. Bei ihm ist alles irgendwie mehr. Als würde er mich wirklich sehen. Und dann sagt er etwas, das nach Zukunft klingt: Wenn er seinen Motorradführerschein hat, holt er mich ab. Dann chillen wir in anderen Städten. Er, ich, Leevi, sein bester Freund. Leevi ist ruhig, nett, so einer, der nicht laut sein muss, um angenehm zu sein. Und dass Adam ihn in diesen Satz reinpackt, fühlt sich an wie: *Er meint das nicht nur als Witz. Er denkt wirklich an Situationen*. Ich presse mein Gesicht ins Kissen, damit ich nicht laut quietsche. Ich bin so glücklich.

In der Schule wird es echter. Manchmal lächelt er mich an. Einmal umarmen wir uns kurz, aber warm. Und da ist dieser Geruch. Ein komisches Detail, aber es stimmt. Warm und sauber und seitdem ist es, als hätte mein Gehirn ihn gespeichert wie ein

Passwort. Er sagt, meine Augen seien schön. Vielleicht sind es nur Worte, aber ich bin viel zu glücklich, und in meinem Kopf sind seine Augen die einzigen, die wirklich leuchten. Dann schreibt er plötzlich: Er darf mich nicht umarmen. In seiner Religion ist das vor der Ehe nicht gestattet. Es macht mich traurig, aber ich akzeptiere es. Ich will keine Grenzen ignorieren. Ich will nur, dass er bleibt.

Herbstferien. Wir telefonieren per Video-Call. Er zockt, ich sehe ihn, höre seine Stimme, und sie ist so besonders, dass ich sie am liebsten festhalten würde. Ich rede zu viel, wie immer, aber er fragt nach, lacht, sagt: „Erzähl weiter.“ Es klingt, als würde er mir wirklich zuhören. Sechs Stunden verschwinden.

Am nächsten Tag ist alles wärmer. Er sagt „Yess“ zum Telefonieren. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihn mehr mag als Freundschaft, und mein Herz läuft wie auf dünnem Eis: vorsichtig, aber hoffend. Nichts verändert sich. Wir lachen und erzählen uns weiterhin Geschichten.

Dann frage ich wieder, und er sagt, er könne nicht, er müsse noch was tun. Später höre ich von Salma, Adams Schwester und meiner besten Freundin, und wenn sie etwas sagt, fühlt es sich nach Wahrheit an, dass er nur zockt. **Aua**. Nicht das Zocken tut weh. Die Lüge tut weh. Und sofort wird aus seiner Ausrede in meinem Kopf ein Urteil über mich: *zu viel, zu schnell, zu ehrlich, zu emotional, zu Mai. Hätte ich ihm nur nicht zu viel gesagt.*

Trotzdem treffen wir uns: Eislaufen mit Salma, Amelia, meiner anderen besten Freundin, die sozusagen zur Familie gehört, Kevin, meinem Cousin, Leevi, und Adam. Adam ist kälter als je zuvor. Nicht mit Streit, eher wie ein Umschwung. Wie eine Tür, die leise ins Schloss fällt, während du noch glaubst, sie wäre offen. Und dann will er mir seine Jacke geben, weil mir kalt ist. Ich nehme sie nicht. Nicht, weil ich sie nicht brauche, sondern weil ich nicht wie ein Magnet sein will, der sich noch mehr anziehen lässt. *Man reicht seine Jacke doch nur jemandem, den man nicht kalt sehen will. Oder?* Ich verstehe ihn einfach nicht.

Er schreibt weniger. Er saved meine Snaps nicht mehr. Früher war da Wärme. Jetzt schaut er es an, und es verschwindet. Ich merke es sofort. Natürlich merke ich es sofort. Ich bin Mai. Ich hasse,

wie sehr ich es merke, weil es mich klein macht. Ich schicke „Kein Bock mehr“, früher hätte er gefragt, was passiert ist. Jetzt kommt nichts. Ich frage „Wie geht’s?“ Er schreibt „Gut“. Nur „Gut“. Kein „und dir?“ Das Wort steht da wie eine Wand.

Ich lese unsere alten Chats wieder, als könnte ich Wärme aus dem Bildschirm pressen. „Süßestes Mädchen.“ Und es tut weh, weil es gleichzeitig wieder glücklich macht und wieder traurig. Ich weiß, dass es ungesund ist, aber ich kann nicht aufhören, weil ich sonst nur die Kälte habe, und die macht mir Angst.

In der Schule ist es unlogisch. Manchmal schaut er mich lange an. Manchmal sagt er schnell „Hi“ und läuft weiter. Manchmal bin ich Luft. Lucia sagt, er sei komisch geworden. Ich verteidige ihn sofort: „Nein. Er ist nicht komisch. Er ist nett. Das ist Fakt.“

Metkan weiß auch alles. Metkan ist mein bester Freund. Sieben Stunden entfernt, aber näher als viele neben mir. Seine Stimme ist ein Sicherheitsnetz. „Mai“, sagt er ruhig, „du verlierst dich wieder.“ Leise: „Hast du ihn gefragt?“

Ich schreibe Adam. Krank. Ich schreibe: „Gute Besserung. Wenn du wieder gesund bist, schreib mir, ich muss dich was Wichtiges fragen.“ „Danke, mach ich.“ Dann kommt nichts. Auch nicht, als er wieder gesund an mir vorbeiläuft. Nur Stille, und mein Kopf macht daraus: *vergessen. vermeiden. unwichtig*. Ich merke, dass er mich nicht so mag an Kleinigkeiten: kein Save, nur „Gut, ein „Hi“, das vorbeiläuft. Ich weiß es. Aber Wissen und Akzeptieren sind zwei verschiedene Dinge. Und das Verrückte ist, dass ich nicht mal unbedingt mit ihm zusammen sein will. Ein Teil von mir weiß, dass ich nicht genug für ihn bin. Ich bin zu Mai. Und trotzdem mag ich ihn.

Morgen sehe ich ihn wieder. Flur. Lärm. Schritte. Vielleicht ignoriert er mich. Vielleicht schaut er mich an, und ich falle wieder in diese eine Sekunde, in der alles in mir still wird. Ich weiß nur: Egal wo ich bin, ich trage ihn, in seinen Worten, in seinen wunderschönen Augen, in diesem Geruch, den ich nicht vergessen kann. In dieser Mischung aus Nähe und Ferne.

Adam, sag mir bitte, warum du früher so nah warst und jetzt so fern.

Frieda Eggers:

Die Nähe, die der Tod bringt

Sie stand vor seiner Tür. Wartete. Überlegte. Zweifelte. Ihr Mann war gestern Abend in sein Zimmer gegangen – ganz normal. Doch jetzt war der späte Nachmittag und er war noch nicht herausgekommen, während sie nun seit knapp einer Stunde vor seiner Tür stand. Sie würde sich bald setzen müssen, denn sie hatte ihren alten Körper eigentlich schon längst überanstrengt, aber vielleicht ging es ihm nicht gut. Allerdings mochte er es nicht, wenn andere in seinem Zimmer waren. Sie war für ihn schon immer nur ein nützliches Anhängsel gewesen, in sein privates Leben hatte sie nie einen Einblick bekommen. Sie wusste kaum, was seine Meinung zu politischen Ereignissen war, obwohl sie vor drei Jahren ihre Goldene Hochzeit gehabt hatten. Ihre Beine fingen an, zu zittern. Sie musste sich entscheiden. Wenn er sie anschreien würde, hätte sie immer noch ein reines Gewissen, weil sie besorgt gewesen war. Doch wenn sie die Tür geschlossen ließ und ihm etwas zugestoßen war... Sie drückte die Türklinke hinunter und stürzte in sein Zimmer. Wo war ihr Mann? Obwohl sie noch nie in seinem Zimmer gewesen war, schaute sie sich nicht groß um, sondern steuerte direkt auf das Bett zu, in dem sie eine Gestalt lag. Beim näheren Herantreten bemerkte sie, dass ihr Mann zu schlafen schien. Vorsichtig versuchte sie, ihn durch leichtes Rütteln aufzuwecken. Als er nicht aufwachte, drehte sie ihn um, sodass sein Gesicht nach oben zeigte. Ihre Beine gaben unter ihr nach und sie sank auf den Boden. Sie hatte Schwierigkeiten, ruhig zu atmen und nicht zu hyperventilieren. Das Bild seiner toten, leblosen Augen wollte nicht aus ihrem Kopf verschwinden. Sie tastete nach dem Telefon auf seinem Nachttisch und wählte wie betäubt die Nummer des Notdienstes, erstaunt davon, sich überhaupt noch an diese erinnern zu können. Eine Viertelstunde später klingelte es an der Haustür. Mühsam hievte sie sich hoch, um den Rettungskräften die Tür zu öffnen und sich auf einen Stuhl in der Küche zu setzen. Sie vergaß sogar, den Rettungskräften etwas zu trinken anzubieten, doch im Moment konnte

sie keinen klaren Gedanken fassen. Bald war klar: Ihr Mann war wohl eingeschlafen und nicht wieder aufgewacht. Den Rest des Nachmittags konnte sie sich nicht dazu bringen, die anstehenden Hausarbeiten zu erledigen, nur die wichtigsten Anrufe brachte sie hinter sich. Am späten Abend klingelte es abermals. Leicht verwundert stand sie zum ersten Mal seit dem Nachmittag wieder auf und öffnete die Tür - wer konnte es zu so später Stunde noch sein? Die Leute vom Rettungsdienst waren schon vor Stunden gegangen und der Jurist, bei dem ihr Mann anscheinend ein Testament abgelegt hatte, sollte erst am nächsten Tag kommen. Sie hörte zwei Menschen im Treppenhaus hochlaufen, bis sie in die vertrauten Gesichter ihrer Kinder blickte. Sie versuchte zu lächeln, wie sie es immer tat, doch sie scheiterte kläglich und die übliche Umarmung wurde eher ein verzweifelt Aneinanderklammern als ein herzlicher Empfang. Am nächsten Tag saß sie mit ihren Kindern an dem runden Esszimmertisch, gegenüber von ihnen der Jurist ihres Mannes.

“Im Prinzip steht im Testament, dass er Ihnen als seine Frau seine Habseligkeiten in dieser Wohnung und ein Haus in einem Vorort von München, das Sie als Unterstützung zu Ihrer Rente sehen können, vermacht.” Bei dem Wort “Haus” horchte sie auf. Woher kam denn das auf einmal? Sie hatten zwar in guten Verhältnissen gelebt, waren aber immer darauf bedacht gewesen, zu sparen und Produkte im Angebot zu kaufen. Geld für ein Haus war nie da gewesen, schon gar nicht für eines in einem Vorort von München. “Ihr Mann erwähnt außerdem explizit, dass Sie sein Tagebuch erhalten, welches Sie auch ausdrücklich lesen dürfen und sollen.” Sie lehnte sich nach hinten und schaute ins Leere.

So etwas Intimes hatte er ihr in ihrem gesamten Eheleben noch nie gegeben. Nicht einmal ansatzweise. Der Jurist sprach weiter über die Erbschaften der Kinder, doch all das rauschte nur an ihr vorbei. Als der Jurist ging, war es still in der kleinen Küche und jeder grübelte, wie dieses Testament hatte entstehen können. Irgendwann nahm ihre Tochter den Mut zusammen und begann, zu fragen. “Mama, weißt du, wo das Haus herkommt?” “Nein, Schatz, ich weiß genauso wenig wie ihr. Ihr kennt doch euren

Vater und seine Verschwiegenheit.” Ihr Sohn schaltete sich ein. “Du wusstest auch nichts von seinem Tagebuch?”

“Nein, nichts. Aber ich kann mich gleich auf die Suche machen.”

“Brauchst du nicht, Mama, das schadet nur deinem Rücken. Wir suchen es, dann kannst du es lesen”, meinte ihre Tochter. “Na gut”, willigte sie ein und war froh, nicht aufstehen zu müssen, da ihre Knochen und Muskeln noch immer von dem langen Gestehe am vorherigen Tage wehtaten. Als sie sah, wie ihre Kinder anfangen zu suchen, erinnerte sie sich, wie diese als kleine Grundschul Kinder mit einem vorfreudigen Grinsen im Gesicht die bunten Schokoladeneier an Ostern gesucht hatten. Es zauberte ihr ein kleines Lächeln ins Gesicht. Trotz seiner gefühlten ständigen Abwesenheit hatte ihr Mann ihr doch etwas Glück geschenkt, einen Grund zum Leben außerhalb ihrer kleinen Stelle als Sekretärin in der Schule, die er ihr erlaubt hatte. Schließlich fanden ihre Kinder das Tagebuch – es war ein dickes, in schwarzes Leder gebundenes Notizbuch, das er nur selten genutzt haben musste, da es anscheinend seine ganzen 73 Jahre abdeckte. Nachdem sie ihr das Notizbuch gegeben hatten, gingen ihre Kinder wieder aus dem Raum, um ihr etwas Privatsphäre zu geben. Erst als sie auf dem Flur waren, hörte sie ihr Geflüster und musste kurz schmunzeln – so schlecht waren ihre Ohren noch nicht geworden. Doch sie entschied sich, das zu ignorieren, schlug das Buch auf, aus dem ein verstaubter, modriger Geruch strömte, und lernte ihren toten Mann kennen. “Heute hat er mich wieder geschlagen”, stand dort in kindlicher Schrift. “Es ist so einsam hier, er schlägt mich und in der Schule lachen sie deshalb über mich. Bin ich zu schwach? Ist es wahr, was sie sagen? Ach, wäre doch Großvater nur nicht gestorben, bei ihm war ich nicht einsam. Oder Vater hätte nie in den Krieg ziehen müssen, denn davor hat er nicht geschlagen. Aber die anderen Väter sind nicht wie er, also habe vielleicht doch ich die Schuld daran. Es muss einen Grund für all das geben, dass sie mich alle nur noch heruntermachen. Selbst die Lehrer schreiten nicht ein.” Sie musste schlucken, so erinnert fühlte sie sich an ihre eigene Kindheit. *Sie fiel gegen die steinerne Wand des Kamins. “Du dumme Göre, siehst du denn nicht, dass wir gerade ungestört hier im Wohnzimmer verweilen wollten?” “Aber, aber...*

Ihre Frau ha-hat gesagt...“ Halt den Mund! Und sprich nicht so von meiner Frau. Ich möchte dein dreckiges Antlitz nicht mehr sehen, geh mir aus den Augen!” Ihr taten alle Glieder von dem Sturz weh, doch sie kämpfte sich hoch und floh mit Tränen in den Augen aus dem Zimmer. Vor fünf Minuten hatte sie doch noch das Wohnzimmer putzen sollen? Irgendetwas musste sie besser machen.

Sie schüttelte sich und versuchte, die Vergangenheit wieder in die hintersten Ecken ihres Gedächtnisses zu drängen. Als Kriegswaise hatte sie es nicht leicht gehabt und ihre neue Familie, so hatte sie es schnell herausgefunden, gierte vor allem nach dem Geld und einer Unterstützung im Haushalt – Liebe und Wärme für ein kleines Kind hatten da keinen Platz. Sie konzentrierte sich wieder auf die Schrift ihres Mannes, die beim nächsten fünf Jahre später Eintrag deutlich ausgereifter war.

“Ich weiß nun, dass ich niemals die Schuld für die Schläge, die Hänseleien trug, aber ich habe mittlerweile schreckliche Angst vor Menschen. Ich verstehe nicht, wie ich früher mit ihnen lachen, unbeschwert sein konnte. Jetzt ist sie da, diese Paranoia, ich traue niemandem mehr. Zu oft wurde ich verletzt, verraten. Sogar bei dir, meinem Tagebuch, musste ich mich erst überwinden, etwas hineinzuschreiben, allerdings muss ich dir von einer Person erzählen. Mein Vater drängt schon lange darauf, dass ich endlich heiraten müsse und jetzt ist bei meiner neuen Stelle in der Bank eine Sekretärin, die sehr zuverlässig und vor allem immer ruhig ist. Ich habe sie vorgestern sogar angesprochen, vielleicht versteht sie mich, falls ich mich ihr jemals öffnen könnte.” Sie erinnerte sich nur zu gut daran, wie der junge Bankangestellte irgendwann anfang, ihr unbeholfen morgens einen guten Tag zu wünschen - sie hegte damals die gleichen Hoffnungen wie er: mithilfe der Ehe die Familie loszuwerden. Sie hätten sich als Paar neu aufbauen, neu finden können, aber ihr Mann war seine Paranoia anscheinend nie losgeworden. Wie stark doch diese unsichtbare Barriere zwischen zwei Menschen sein kann, dachte sie.

Doch dieses dunkle Gespenst seiner Gedanken hatte seine Aussprache verhindert, hatte sie ein einsames Leben nach einer einsamen Kindheit leben lassen, die Kinder ein Leben ohne Vater.

Seufzend blätterte sie durch das Buch, als plötzlich eine Notiz herausfiel. "Meine liebe Lisbet," stand dort in zittriger Schrift. "jetzt bleibt nur noch die Frage, was mit dem Haus ist, richtig? Es ist das Haus meiner Kindheit, ich brachte es nicht über mich dahin zu reisen, genauso wenig wie ich es nicht schaffte, dir mein Innenleben zu erklären. Es tut mir leid, dich alleingelassen zu haben. Dein Ehemann Wolfgang" Es braucht dir nicht leidtun, dachte sie, sie verstand ihn nun. Denn jetzt war sie nicht mehr allein mit ihren Gedanken, es war nicht nur sie, die ungern mit vielen Leuten zusammen war. Jetzt konnte sie sich in dunklen Zeiten an jemanden wenden, selbst wenn dieser nicht mehr weltlich war. Doch das tat nichts zur Sache, denn sie war jemand anderem zum ersten Mal in ihrem Leben nah, fühlte sich gesehen und verstanden. Sie schlug das Notizbuch abermals auf, um noch mehr über ihren Mann zu lernen, ihn zu verstehen und damit auch sich selbst.

Kian Tahoori:

Der Sittenmann und der Gesellschafts- fremde

Wenn ich Kontrolle über mein Leben hätte, würde ich von jedem Menschen auf der Straße begrüßt und wertgeschätzt werden. Ach, falls ich doch mein Leben kontrollieren könnte, dann würde ich lachen, bis ich Weinen lerne, freuen, bis ich Leiden lerne und lieben bis ich Hassen lerne. Ich würde Arbeit haben, Freunde haben, wissen wie man sich verhält, wissen wie man freundlich ist. Ich versuche immer das Gesicht anderer auf den Straßen zu lesen, doch scheitere fatalst. Oh, falls ich mich doch bestimmen könnte, dann würde ich endlich dieser Ferne, dieser Abwesenheit zum Leben entkommen, unsere Sitten, Künste und Gesellschaften verstehen und ein Teil davon sein. Was ich tun würde, um auch nur kurz in die Psyche eines Humanisten hineindenken zu können, oh was ich alles tun würde, eine Tasse richtig halten zu können, mit Messer und Gabel essen zu können, mich den Kulturen anderer anzuschließen zu können. Ich klammere mich fest an meinen Freund, meinen Freund Herbert, oh obwohl ich ihn doch so hasse, obwohl ich ihn doch beseitigen, gar töten möchte. Er ist der perfekte Sittenmensch, der perfekte Bürger. Er versteht die Welt der Menschen, er teilt seine Liebe und Freuden. Aber er ist auch eine Art Puppe, er gehorcht nur, er hat keine eigene Meinung, er denkt nur, was die Welt gerade denkt. Aber er ist keine Marionette, er hat eine gewisse Intelligenz und Weisheit, aber die ist nicht von IHM sondern eher von der Welt verlangt. Herbert ist jedoch ein unglaublich beehrter und charismatischer Mensch. Doch der arme Mann ist nur mit mir befreundet, weil er sich über mir sieht und denkt er helfe einem Mann in Not. Er braucht meine Nähe, um nachts schlafen zu können, um zu denken, er habe etwas Gutes getan. Und Ich bin mit ihm befreundet, weil ich durch ihn das Gefühl habe zu der Gesellschaft nah zu sein. Er scheint mir aber doch so fern, ach, wie sehr ich von ihm fern sein will, aber ich kann nicht! Ich bin ohne ihn ein einzelner Nomad, der ohne Kamel und Zelt durch die Straßen streift. Jedoch muss ich mich

jetzt anziehen und aufbrechen, da ich mich nun mit Herbert treffe. Ich kann es hier nicht mehr aushalten, ich will die Schmerzen der Weltferne nicht mehr ertragen müssen. Die Ferne zur Welt frisst mich auf und die Nähe zu Herbert schmerzt und macht mich traurig. Ich erreichte nun das Café und sah auch Herbert. „Grüß dich, mein Freund“, sagte Herbert mit seiner perfekten und freundlichen Stimme. Sie klang so friedlich und so schön, vielleicht war der Herbert doch kein plagender Dämon, sondern ein Segen. „NEIN! WAS REDEST DU DA!“ Ich hasse Herbert doch aus ganzer Seele und es bleibt auch dabei. „Kommst du endlich?“, lächelte Herbert. Ach, ich würde sterben, um von ihm fern zu sein und auch sterben, um ihm nah zu sein. Ich kann ihn nicht hassen, während ich bei ihm bin, er ist doch mein einziger Freund. Wir setzten uns an den zentralsten Tisch, direkt unter dem Fernseher, der die Nachrichten ausstrahlte. Herbert saß mir gegenüber und kreuzte seine langen Beine, zückte seine Lesebrille und entfaltete seine Zeitung. Begleitet von einem Kaffee, fing er an diese zu lesen. Ich bestellte ein belegtes Brötchen und einen Kräutertee. Ich war jedoch nicht „begleitet“ von meinem Essen wie Herbert es war. Ich kann die Wege dieser Welt nicht verstehen sowie Herbert es tut. Würde ich gern so sein wie Herbert? Ich tröstete mich immer damit, dass er keine Identität habe, aber lieber würde ich gesichtslos in einer Welt leben, die sowieso kein Gesicht hat. „Na wann isst du denn was Kamerad?“, fragte Herbert so nett und unschuldig. „Na hör mal, hättest du denn Lust mit mir in die Arbeit zu kommen? Ich würde dich gerne ein paar Leuten vorstellen?“. Ich nickte und bedankte mich. Sein Lächeln ist immer so einladend und freundlich. Darauf folgte eine erniedrigende Stille. „Wir werden wohl 2% unseres Geldes in Waffen und Aufrüstung investieren...“, sprach eine Frau im Fernsehen. „Oh ja das ist wohl nötig, um die Sicherheit des Landes zu behalten“, murmelte Herbert. Natürlich, mein Hass für dieses erbärmliche Leben erwachte wieder. Falls die Nachrichten diesen Fakt als negativ hervorheben würden, würde er es betrauern und sagen „Die Schulen bekommen dadurch weniger Geld, bla bla bla bla...“. „Hör mal, lass mich dich in 2 Stunden vor deiner Haustür abholen und dann

fahren wir in mein Büro.“ „Gerne“, sagte ich. Und wieder ist er so nett. Wie kann ich nur diesen Mann hassen?

Es war schließlich so weit, wir saßen gemeinsam im Auto und hörten Radio. Wir waren in der Großstadt und sahen daher viele Leute. Plötzlich klingelte ein Handy, es war Herberts, ich bin ja viel zu arm um mir eins leisten zu können, und wenn ich eins hätte, würde ja sowieso niemand anrufen. „Guten Tag! Hahaha, Robert wie schön dich zu hören, du wirst nicht glauben, wen ich mit mir im Auto sitzen habe...“. Herbert klang ganz anders als wenn er mich sprach, er kann auch in einer leicht spöttischen Art mit seinen Freunden reden, er ist wirklich der Sittenmann. Und deswegen hasse ich ihn, ich würde gerne sein Lenkrad drehen und uns beide in einem Autounfall vernichten lassen. Trotzdem stiegen wir aus und liefen die Treppen eines hohen Gebäudes hoch. Ich hasse Aufzüge, ich fühle mich immer so unangenehm in denen. Daher war ich dem Herbert dankbar, dass er sich meinwegem für die Treppen entschied. Wir liefen in einen hohen Stock durch einen langen Flur. Direkt vor uns war eine Tür mit der Aufschrift „Herbert Meier: Wirtschaftsdirektor“ Herbert bewaffnete sich mit einem Schlüssel und schloss das Zimmer auf. „Hahaha Herbert! Du geile Sau!“, rief ein bärtiger Mann in einem Anzug. Würde ich genug über Anzüge wissen, könnte ich diesen Anzug identifizieren. Da stand auch ein anderer jüngerer Mann in der Ecke, der keinen Bart hatte, aber dafür ein sehr gut geformtes Gesicht. „Manfred, du alter Sack, wir haben dich vermisst!“, sprach Robert oder Herbert. Ich konnte nicht erkennen, wessen Stimme es war, da sich beide Herren genau gleich anhörten. Sie redeten jetzt schon seit einer halben Stunde und ich hatte das Interesse an deren Konversation verloren. „...auf jeden Fall...“, sagte einer der Dreien, ich konnte nicht mehr erkennen, wer das sagte, sie klangen alle so identisch. Ach, sie sind mir ja so fremd, ich kann mich gar nicht in sie hereindenken, Sie schienen aber Spaß zu haben. Sie waren so viel mehr als ich es bin. Wenigstens bin ich aber eigen, einzig, wenigstens habe ich eine Stimme, die sich nach mir anhört! Ich verstehe aber nicht, wie sie identitätslos so viel Spaß haben können. Ich kann die Welt nicht mehr ertragen. Warum muss es ich sein, der niemanden versteht, von niemandem

verstanden wird. Ich will auch nur sorgenlos mit anderen Menschen lachen. Ich hasse Herbert, weil er immer so fröhlich ist und so viel Spaß hat. Er hat alles, was er braucht, obwohl ihm eine Identität fehlt, und ich habe nichts, was ich brauche, obwohl ich eine Identität habe. Ich konnte es mehr nicht ertragen! Ich rannte direkt aus dem Büro, eilte die Treppen herunter, schaute nicht nach hinten, um zu sehen, ob es jemandem auffiel, dass ich floh, ich hörte sie aber immer noch sprechen, drei gleiche Stimmen, sie schienen jedes meiner Probleme und jede Lösung unserer Welt gleichzeitig zu sein. Ich bedeckte meine Ohren. Ich will diese Dämonen nicht mehr hören! Ich will mich nicht mehr schlecht fühlen! Ach, Ich versuche doch die Menschen zu verstehen, und doch würde ich für Herbert leiden, denn er ist das einzige das zwischen mir und meiner unerträglichen Angst steht komplett alleine zu sein. Obwohl Herbert mir sagte, dass er mich seinen Freunden vorstellen wollte, und mich komplett vergaß, als er seine Freunde sah, liebe ich Herbert, ich bin ihm unendlich dankbar. Meine Angst alleine zu sein, ist so viel größer als mein Hass auf Herbert. Oh, wie gerne ich ihn wieder sehen will, oh, wie sehr ich ihn doch schätzte, den Sittenmann, meinen Retter, meine Nähe zur Welt. Ich war fast am Ausgang, ich verließ das Gebäude und war...in der Hölle. So viele Leute, so viele Menschen. Ich will hier raus! Ich will gehen! Ich muss entscheiden, zwischen den Leuten, denen ich so unendlich fern bin oder dem Herbert dem ich so nah bin, aber trotzdem nicht verstehe. „Hey! Wo gehst du hin?“, rief plötzlich eine Stimme. Sie klang so nett, so vertraut, so schön. „Herbert“, rief ich aus. Ich konnte es nicht fassen, er bemerkte meine Abwesenheit. Ich war ihm wichtiger als diese Büroleute. „Mein Freund, wieso bist du nicht mit uns oben geblie...“, Ich ließ Herbert nicht ausreden, und rannte zu ihm und umarmte ihn. Er schätzte mich, ich bedeutete ihm etwas, all mein Hass auf diesen wundervollen Mann soll vergessen werden. Er bedeutet mir die Welt. Ich wurde nicht nur von Herbert umarmt, sondern auch von der Welt. Ich war endlich gewollt, endlich war ich willkommen! „Was sagst du mein Freund, wollen wir etwas essen gehen?“, fragte Herbert. „Natürlich! Ich dachte aber, dass du dich mit deinen Freunden treffen wolltest?“ „Ach was. Das sind doch nur meine

Arbeitsfreunde. Du bist mein bester Freund!“, lächelte Herbert. Oh süße, gute, gütige Welt! Danke! Danke, dass du den Herbert dazu gebracht hast mich zu priorisieren. Danke Welt, dass du deinen Sittenmann dazu gebracht hast mich einmal sorglos zum Lachen und Freuen zu bringen! Du bist so gütig, natürlich konnte der Herbert dir nicht widerstehen! Wäre ich an seiner Stelle, würde ich auch meine Identität wegwerfen und dein werden! Aber ist es wirklich besser? Herbert hat gerade mein Leben gerettet, aber er hat doch immer noch keine Identität! Will ich so werden wie er? Ach, wieso kann das Leben nicht einmal freundlich sein? Bedeutet Nähe zu der Welt Ferne zu mir selbst? Das kann doch nicht sein? „Herbert, kann ich eigen sein und gleichzeitig nah zu der Welt sein?“ „Natürlich“, lächelte mein Retter. Ach was für eine Welt du bist! Natürlich sagt dein Sittenmann, dass es gehen würde! Er hat doch aber keine Ahnung! Er ist nicht eigen! Ich spürte es wieder, meinen tiefgründigen Hass auf Herbert...wie wagt er es denn sowas zu sagen! Er liegt falsch! Er lag immer falsch! All die Nähe und Freude, die ich verspürte verließ mich langsam. Ich war nun wieder der Weltfremde, der kleine, einsame, ferne, dumme, eifersüchtige, verlorene Weltfremde...

Hannah Tielke: Nähe und Ferne

„Warum hast du das getan? Ist dir nicht klar, wie viel mir das bedeutet?“ Ich war so wütend, dass ich mich nicht zurückhalten konnte.

Ich merkte, wie sich die Augen der anderen Schüler auf uns richteten und hatte das Gefühl, der gesamte Schulhof wäre verstummt, nur um unsere Auseinandersetzung zu beobachten

„Jetzt stell dich nicht so an! Du tust ja so, als stände die Welt kurz vorm Untergang!“ schrie meine beste Freundin Emily und hatte dabei einen besserwisserischen Ton in der Stimme. Dadurch wurde ich noch wütender und ich merkte, wie mir die Tränen in die Augen schossen... weil ich so wütend war... so traurig... so enttäuscht... so gekränkt... Sie hatte anscheinend keine Ahnung, was dieses Verhalten für mich bedeutete, was es in mir auslöste und wie sehr sie mein Vertrauen missbraucht hatte. Das Geschichtschreiben bedeutete für mich schon immer alles!!! Und jetzt hatte sie meine Idee geklaut, Sätze fast wortwörtlich abgeschrieben und der Lehrerin zum Bewerten gegeben. Meine beste Freundin hatte mein Werk als ihres ausgegeben und verstand nicht, was sie falsch gemacht hatte. In einem unbeobachteten Moment hatte sie ein Foto gemacht und meine Hausaufgaben abgeschrieben. Ich fühlte mich so verletzt und konnte die sonst so von mir geschätzte Nähe zu ihr kaum ertragen. Sie war mir so unendlich wichtig, als Freundin, die fast wie eine Schwester für mich war, der ich blind vertraut hatte... und nun hatte sie mich so hintergangen. „Du hast keine Ahnung!“ zischte ich und wandte mich ab. Kurz darauf ertönte der Pausengong. Eigentlich wünschen wir Schüler uns, dass er uns nicht aus der Pause herausholt. Doch heute war ich froh, mich vorerst von diesem Streit zu befreien. Mir war bewusst, dass ich diese Situation unbedingt wieder ins Reine bringen muss, weil ich merkte, wie weh mir die Distanz tat, aber im Moment wollte ich Emily nicht mehr sehen, konnte ihre bloße Anwesenheit nicht mehr ertragen und wollte einfach nur weg. Dennoch gingen meine Gedanken auch in eine andere Richtung...

ich musste mit meiner Freundin alles wieder in Ordnung bringen... da führt kein Weg dran vorbei... ohne sie kann ich mir ein Leben nicht vorstellen. Dann schrie es in mir ganz laut: „Aber ich bin doch gar nicht schuld!!! Sie hat *mich* hintergangen...“ In meinen Gedanken versunken ging ich bedrückt in die letzte Stunde des Unterrichts.

Schweigend saßen wir nebeneinander, während unser Geschichtslehrer die nächsten Aufgaben erklärte. Nicht einmal Blicke tauschten wir aus. Wie ich es geliebt hatte, dass wir endlich nebeneinandersaßen. Das wollten wir schon seit über einem Jahr. Jetzt war es so weit... doch nun konnte ich mich nicht mehr darüber freuen, es war einfach eine komische Situation und ich hoffte, dass wir keine Partnerarbeit machen müssten.

Es war, als würden Minuten zu Stunden. Die Fenster waren offen und frischer Wind wehte herein, aber trotzdem hatte ich das Gefühl, die Luft erdrückte mich. Je mehr Zeit verging, desto weniger konnte ich mich auf den Unterricht konzentrieren und mehr hatte ich das Gefühl vielleicht doch übertrieben zu haben. „Vergesst eure Hausaufgaben nicht und dann wünsche ich euch ein schönes Wochenende“, rief Herr Urban und riss mich je aus meinen Gedanken.

„Hey, Emi...“ bevor ich weiterreden konnte, stand Emily auf und eilte aus dem Klassenzimmer. Ich wollte eigentlich noch vor Schulende alles geklärt wissen... wir sehen uns sonst an Wochenenden immer und wir hatten auch jetzt gemeinsame Aktivitäten geplant... Es war doch Michas Geburtstag am Sonntag, wo wir zusammen hingehen wollten.

Ich ging zu meiner Freundin Maya, um mich zu verabschieden, bevor ich mich auf den Weg nach Hause machte.

Es war der nächste Morgen... Samstagmorgen... Ich hatte bereits gefrühstückt und machte mich nun bereit für den Tag. Ich beschloss, ein wenig rauszugehen und einen Spaziergang zu machen. Meine Hoffnung war es, den Kopf ein wenig freizubekommen und eine Lösung für unseren Streit zu finden. Das Laufen tat mir gut, aber trotzdem wirbelten mir Gedanken und Fragen durch den Kopf, was wäre, wenn dieser Vorfall für immer etwas verändern würde? Wenn unsere Freundschaft nie wieder so werden

würde, wie vorher? Emily ist mir doch soooo wichtig... ich kann mir gar nicht vorstellen, dass wir nie mehr so richtig miteinander reden würden... so richtig meine ich... so wie beste Freundinnen das nunmal machen. Sobald einer von uns Probleme oder Ängste hat, ist der andere sofort da, hört zu und wir finden immer gemeinsam eine Lösung.

Es fühlte sich total seltsam an, dass dieses Vertrauen gerade irgendwie gebrochen wurde und zwischen uns diese Kälte war.

Am Sonntag stand der Geburtstag an, auf den ich mich so gefreut hatte. Ich packte das Geschenk, was ich mit Emily ausgesucht hatte und ging zur Party. Auf dem Weg übermannten mich meine Emotionen und ich wusste nicht, wie ich auf meine Freundin reagieren sollte. Sie war mir eigentlich nah... aber im Moment so unglaublich fern. Es war, als wenn ich sie nicht mehr richtig kannte. Auf alle möglichen Situationen hatte ich mich vorbereitet, aber es kam alles ganz anders. Emily tauchte nicht auf und meine Hoffnung, dass sie nur später kommt, wurde nicht erfüllt. Es war ein Uhr und ich musste nach Hause... doch sie kam einfach nicht... dabei hatte sie sich doch auch so sehr auf den Geburtstag gefreut... es war nicht irgendein Geburtstag... es war Michas Geburtstag... ihr Micha...

Montagsmorgen in der Schule war ich so wütend und enttäuscht. Hatte sie mich gestern doch wieder hängen lassen! Unser gemeinsames Geschenk musste ich allein überreichen. Eine Party ohne sie hatte einfach keinen Spaß gemacht.

Es war kurz vor Schulbeginn und sie tauchte nicht auf. Meine Enttäuschung wurde immer größer. Kam sie nun auf den letzten Drücker, um sich einem Gespräch zu entziehen...? Genau so wie Freitag... Sowas kann man doch wirklich nicht mit einer Freundin machen... mit seiner besten Freundin... Plötzlich stürmte Frau Woll in die Klasse und riss mich mit ihrem fröhlichen „Guten Morgen!“ aus meinen trüben Gedanken.

Schnell schlug ihre gute Laune um und sie teilte uns mit, dass Emily am Samstag einen Unfall hatte. Sie lag mit gebrochenem Bein im Krankenhaus und musste operiert werden. Frau Woll schmiss mir einen Blick zu und meinte, dass ich doch sicherlich

eine kleine Überraschung, welche die Klasse vorbereiten sollte, bei meinem Besuch mit zu Emily nehmen könnte. Sie wusste von nichts... ich war mir unsicher, wie ich reagieren sollte und stammelte „...aber sicher...“. Meine negativen Gedanken wandelten sich sofort in Sorge und Traurigkeit um. Ich wollte zu ihr... ihr in dieser schwierigen Situation zur Seite stehen. Ich konnte nur noch daran denken, wie es ihr wohl geht und ob sie sich auch so sehr nach unserem Kontakt sehnte wie ich.

Die Unterrichtszeit ging heute so langsam wie selten vorüber. Ich dachte gar nicht darüber nach heimzugehen. Ich schmiss meine Bücher schnell in den Ranzen und rannte eiligen Schrittes ins Krankenhaus. Vorsichtig öffnete ich die Tür zu ihrem Zimmer... unsicher... zweifelnd... voller Ängste... Ablehnung wäre zu viel für mich... doch als ich meinen Kopf durch die Tür streckte, trafen sich unsere Blicke... Emily war so froh mich zu sehen, dass sie zu weinen begann. Ich eilte zu ihr hin, wir fielen uns in die Arme. Emily entschuldigte sich von Herzen für ihr Verhalten, was mich innerlich so sehr gefreut hat, dass ich ihr gar nicht richtig zuhören konnte. Die Umarmung tat so gut wie noch nie.

Es war nicht irgendeine Umarmung... es war eine dieser Umarmungen, aus denen man sich nicht lösen möchte... diese Umarmungen, die Sicherheit, Geborgenheit und Nähe vermitteln... eine Umarmung, die unseren Streit in Vergessenheit geraten ließ.

Toprak Kilic:

Der ferne Freund

Es war ein nerviger Schultag wie jeder anderer, aber Halloween das Fest des Schreckens stand vor der Tür. Dennoch verlief es schlecht in der Schule und damit meine ich nicht meine Noten, sondern meinen besten Freund Tom. Wir durchforsteten Wälder und Wiesen, brachten uns zum Lachen und prügeln sich für den anderen. Doch in den Wochen verhielt er sich so, als wäre ich ein Nebel, der ihm die Sicht versperrt, den er verfluchte. Aber eines Tages lauerte ich ihm auf und da es Halloween war erschreckte ich ihn als kleinen Spaß. Zuerst blieb er wie erstarrt stehen, bis sein Mund anfang vor Wut zu schäumen. „Das bekommst du noch zurück, Tim!“, rief mein Freund über den Schulhof und die Glocke fing an zu klingeln. Der Vorfall wurde wortlos beendet und den Rest des Tages sahen wir uns nicht mehr.

Der Tag neigte sich dem Ende und ich schlief fest wie ein Igel in seinem Winternest. Schlagartig wurde ich von Furcht bereitenden Heulen geweckt. Meine Hand zitterte vor Angst und meine Gefühle umgab ein mulmiges Gefühl. Stotternd drehte ich meinen Kopf und packte nach meiner Taschenlampe. Neugierig waberte ich in den Wald, woher der Ohrenfolter bereitende Laut kam. Der Wald war belagert von einem bedrohlichen Nebel und die kahlen Bäume streckten ihre vernarbten Äste nach mir. Unerwartet hörte ich schweres Stampfen, die Zweige zertrümmerten. Plötzlich erschallte noch ein Heulen und ich hielt meine Ohren von dem grauenvollen Geräusch zu. In diesem Moment, in der all meine Sinne getrübt waren, erkannte ich einen pechschwarzen Schatten vorbeiziehen. Ich versuchte die Flucht zu ergreifen, aber stolperte über einen gezackten Stein. Die Schattenfigur holte mich ein und ihre schweren Schritte ließen die Erde beben. Mir schauerte es eiskalt über den Rücken und meine Knie zitterten wie Espenlaub. Das dunkle Monstrum stand vor mir und schwieg mich an. „Ich bin enttäuscht, dass du mich nicht erkannt hast, Tim. Wer sonst könnte so besessen von ehrgeiziger Rache sein als ich.“

Vielleicht sollte ich nach Arkham und mich mit Two Face austauschen“, sprach Tom und der böse Schatten entpuppte sich als mein bester Freund. „Endlich sehe ich dich wieder Lächeln. Aber der Witz war schlecht. Du hastest mal bessere, andererseits bist du noch fasziniert von Batman“, antwortete ich.

Wir schlichen in mein Zimmer und dortklärte mich Tom über alles auf. Er sagte mir, dass er eine Auszeit wegen der Trennung seiner Eltern brauchte und deswegen so ignorant war. Die nächsten Wochen vergingen wie gewohnt, lachend, entdeckend, prügelnd.

Helena Heid:

Genommen, ohne zu wissen

Nähe und Ferne. Diesen Begriff zu definieren war schon immer schwer für mich. Bisher kannte ich nur die geographische Sicht der Nähe und Ferne. Doch ich habe auch eine sogenannte „Herzens Nähe und Ferne“ erfahren. Meine „beste Freundin“, so nenne ich meine kleine, zwei Jahre jüngere Cousine, hat mich diese Erfahrung durchleben lassen. An dem letzten Tag, den wir gemeinsam verbrachten, haben wir den Geburtstag ihres großen Bruders

gefeiert. Wir haben Pizza gegessen, Spiele gespielt und viel gelacht. So wie sonst jedes zweite Wochenende.

Generell unternahmen wir die tollsten Sachen miteinander. Wir waren sogar einmal zusammen im Europapark gewesen. Doch als wir das nächste Mal ankamen, war sie weg. Einfach weg. Ich dachte, sie wäre heute einfach spontan bei ihrer Mutter, denn ihre Eltern führten kein gemeinsames Leben mehr und sie pendelte immer zwischen ihren beiden Zuhauses hin und her. Doch nein, die nächsten fünf Male war sie wieder nicht aufzufinden. In meinem Kopf spielten sich langsam Selbstzweifel ab, wieso sie uns wohl nicht mehr sehen mochte. Meine Kehle schnürte sich immer mehr zu. Wo war sie?

Meine Nachrichten kamen nicht auf ihrem Handy an. Ich wusste nicht, wo sie war, wie es ihr geht, ob alles in Ordnung war. Es verging eine lange Zeit, doch niemand hörte etwas von ihr.

Sie war mir und meiner Familie genommen worden ohne Vorwarnung, ohne Zeichen des Lebens. Sie war mir zwar in meinem Herzen nah, doch so fern in meinem Kopf und Bauch. Ein halbes Jahr saß ich da. Ohne einen blassen Schimmer. Fast jeden Abend weinte ich still in mein Kissen. Sie war einfach mein Lieblingsmensch. Sie gehen zu lassen, würde ich nicht verkraften, denn ich hatte sie schon einmal verloren.

Doch eines Tages hörte ich ein paar Auskünfte über sie. Dann, nach und nach kam die schlimme Sache ans Licht. Nun weiß ich alles. Die ganze erschütternde Wahrheit. Meine kleine 10-jährige

Cousine wurde manipuliert. So, dass sie nicht mal mehr ihren eigenen Vater, geschweige denn mich sehen wollte. Das brach mir nun endgültig mein Herz. Alpträume von ihr rissen mich nachts aus meinem Schlaf. Wie als ob die Moiren mir meinen letzten, dünnen Lebensstrang durchschnitten hätten. Ich habe sie nun jetzt ein dreiviertel Jahr nicht gesehen oder gehört. Doch die Frage steht und bleibt im Raum. Wird sie jemals wieder zu mir zurückkehren? Mich lieben? Mit mir im Regen tanzen? Das kann ich nur hoffen. Bis dahin verweile ich in meinen Tag-Träumen, denn in dieser Welt ist sie mir geographisch und im Gefühl ganz nah, in meinen Armen.

Alissa Couwenbergs: Nähe und Ferne

„Mum, ich kann nicht schlafen. Kannst du mir eine Geschichte erzählen?“ „Aber klar doch mein Schatz. Komm her.“ Ich setzte mich zu meiner Mutter und kuschelte mich an sie. „Welche Geschichte möchtest du denn hören mein Schatz?“, fragte meine Mutter. „Die mit dem Frosch!“, rief ich sofort. „Du meinst den Froschkönig, oder?“ „ja genau!“ Und meine Mutter fing an zu erzählen: „Es war einmal vor langer, langer Zeit...“

Schweißgebadet wache ich auf. Ich hatte schon wieder von meiner Mutter geträumt. Es ist 4:31 Uhr und da ich wahrscheinlich eh nicht einschlafen kann, nehme ich mein Buch und fange an zu lesen. Ich lese und lese bis es Zeit wird mich fertig zu machen. Also stehe ich auf, mache mich fertig und trotte die Treppen runter. Mein Vater steht in der Küche und macht Frühstück. „Leni, bitte ruf deinen Bruder runter.“ „Ja, mach ich. Samuel komm runter!“, rufe ich. Ich höre, wie er fluchend die Treppe herunterstolpert. „Ich bin ja schon da. Chill mal.“ Wir schnappten uns ein fertiges Sandwich und machten uns auf den Weg zur Schule. „Und was hast du heute so?“, frage ich meinen Bruder. „Wir machen heute unsere Sportnoten in Basketball“ „Das wird ja easy für dich. Du bist doch in einem Basketballverein.“ „Yip, wird easy“, meint er und wendet sich seinem Handy zu. „Tja, ich schreibe heute Englisch“, murmelte ich noch, aber ich glaube er hatte es nicht gehört, denn er schreibt gerade seiner neuen Freundin. In der Schule angekommen treffe ich mich mit meiner besten Freundin und wir gehen gemeinsam in den Unterricht. Die Englisch Arbeit schreibe ich mit Leichtigkeit und nach der Schule gehe ich nach Hause. Eigentlich ein gewöhnlicher Tag, abgesehen davon, dass ich zu gerne mit meinem Dad und meinem Bruder über den Traum heute Nacht reden will. Ich tue immer so, als wäre ich stark, aber in Wahrheit zerreißt mich es innerlich das Mum gestorben ist. Morgen ist es ein Jahr her, dass sie von dem betrunkenen Autofahrer erfasst wurde. Ich atme tief ein und reie mich wieder zusammen und öffne die Haustür. „Dad, ich bin da!“

„Super!“, ruft er zurück. Ich gehe die Treppen zu meinem Zimmer hinauf und schnappe mir mein Buch. Jetzt wird erstmal gelesen. Nach drei Stunden trudelt auch mein verschwitzter Bruder ein und es gibt Abendessen. Ich gebe mir einen Ruck und erzähle den Beiden von meinem Traum: „Ich habe heute von Mum geträumt.“ Der Tisch verstummt. „Ich, ich vermisse sie einfach so sehr“, meine Stimme bricht. „Ach Schatz,“ Mein Vater nimmt mich in den Arm und auch mein Bruder fängt an zu weinen. Es fühlt sich gut an.

Wir saßen bestimmt alle gemeinsam einfach für eine Stunde da und weinten zusammen. Ich gehe mit einem guten Gefühl ins Bett.

Am nächsten Morgen wache ich um acht auf. Es ist Samstag und ich hatte erstaunlich gut geschlafen. Ich gehe die Treppe herab und mein Vater macht mir und Samuel schon Essen. „Pfannkuchen! Das hat Mum immer gemacht!“, rufe ich und gleich kommt der genervte Ruf von meinem Bruder zurück: „Schrei doch nicht so laut ich habe gerade noch geschlafen. Aber Pfannkuchen klingt gut!“ Natürlich. Mein Bruder wieder. Der zwar rummotzt, aber dann doch nimmt, was er nur kriegen kann. Und da kommt er die Treppe hinuntergerannt noch im Schlafanzug und stiehlt sich den ersten Pfannkuchen. „Ey, nicht so gierig“, sag ich noch, aber er streckt mir nur die Zunge raus.

Das Frühstück verlief super und wir haben über Mum geredet. Heute Nachmittag gehen wir gemeinsam auf den Friedhof und bringen ihr ihre Lieblingsblumen mit. Maiglöckchen.

Inzwischen bin ich fast fertig mit dem Buch. Es gehörte Mum und ich fühle mich ihr ganz nah, obwohl sie Meilenweit entfernt ist. Gibt das Sinn? Ich weiß es nicht, aber manche Dinge geben keinen Sinn. Also kuschle ich mich in mein Bett und lese weiter...

Ajla Hila: Nähe und Ferne

Ich weiß nie so genau, wie Erinnerungen funktionieren. Manchmal fühlen sie sich an wie ein Foto, scharf, eingefroren, unverändert. Und manchmal sind sie wie Nebel, der sich verzieht, sobald man die Hand ausstreckt. Doch eine Erinnerung aus dem Jahr 1999 ist in meinem Herzen so klar geblieben, egal wie weit ich reise oder wie viele Jahre vergehen.

Sein Name war Andrew.

Aber dies ist nicht die Geschichte davon, wie wir uns begegnet sind, oder wie wir uns verloren. Es ist die Geschichte von allem dazwischen, vom Nahen und vom Fernen, von den Dingen, die ich festhalten konnte, und den Dingen, die ich verlor, ohne es zu wollen.

Damals war ich siebzehn und glaubte, genau zu wissen, wer ich war. Ich sprach laut, lachte unbedacht und rannte durch mein Leben, als hätte ich Angst, die Welt könnte verschwinden, wenn ich langsamer würde. In mir brannte eine unruhige Energie, ein ständiges Drängen nach vorne, als müsste ich mir selbst beweisen, dass ich existiere.

Meine Freunde neckten mich, weil ich zu dramatisch war, zu stur, zu bereit, mich in die Probleme anderer zu stürzen. Doch es störte mich nicht. Im Gegenteil, ihre Worte fühlten sich wie eine Bestätigung an.

Wenn ich gebraucht wurde, wenn jemand sich an mich lehnte oder mir sein Vertrauen schenkte, wuchs etwas Warmes in mir.

Anderen zu helfen, gab mir das Gefühl, einen festen Platz in der Welt zu haben. In diesen Momenten fühlte ich mich stark, unersetzlich, als würde mein Herz genau für diesen Zweck schlagen. Ich war nicht einfach nur da, sondern ich war da und ich hatte Bedeutung. Es war, als würde mein eigener Wert mit jeder Hand, die ich hielt, mit jedem Problem, das ich zu lösen versuchte, größer werden. Und vielleicht war es genau das. Die Angst, ohne diese Aufgabe, ohne dieses Gebrauchtwerden, unsichtbar zu sein.

In diesem Jahr verliebte sich meine beste Freundin, Klara, hoffnungslos in einen Jungen aus unserer Schule, den sie kaum

kannte. Ihr Herz zog sie zu ihm, doch ihre Schüchternheit hielt sie zurück. Also wandte sie sich an mich.

„Finde einfach ein bisschen was über ihn heraus“, sagte sie.

„Sprich mit ihm. Beobachte ihn. Du kannst das gut.“

Ich konnte das nicht gut, nicht wirklich. Aber ich wollte sie beschützen, also nickte ich. Und so wurde ich zu ihren Augen und Ohren.

So begann ich, Andrew zu bemerken.

Zuerst war er nur ein Name am Rand der Geschichte von jemand anderem. Ein Gefallen. Eine kleine Aufgabe. Nah genug, um ihn zu sehen, aber fern genug, um nicht wichtig zu sein.

Doch je mehr ich ihn ungewollt beobachtete, desto mehr verstand ich Dinge, die er nie aussprach. Wie er am Rand von Menschenmengen stand. Wie sein Lächeln klein, aber ehrlich war. Wie er zuhörte, wirklich zuhörte, wenn jemand sprach. Er trug eine Sanftheit in sich, die nicht in unsere lauten Schulflure passte.

Es machte mir Angst, wie schnell er sich nicht mehr fern anfühlte. Manchmal gingen wir gemeinsam nach Hause, zufällig, zumindest redete ich mir das ein. Anfangs sprachen wir über Belangloses: Wetter, Hausaufgaben, Lehrer. Doch nach und nach schlichen sich tiefere Dinge in die Zwischenräume unserer Worte. Seine Stimme fühlte sich warm an. Tröstend. Wie eine Erinnerung, die ich noch nicht erlebt hatte.

Ich versuchte, Abstand zu halten, mich immer wieder an meine Freundin zu erinnern, als müsste ich ihren Namen wie ein Schutzschild zwischen uns legen. Nah und fern. Jeder Moment mit ihm spannte sich genau zwischen diesen beiden Polen auf. Seine Nähe ließ mein Herz schneller schlagen, doch gleichzeitig zog sich etwas in mir schmerzhaft zusammen.

Ich fühlte mich wie eine Betrügerin, als würde ich etwas nehmen, das mir nicht zustand. Jeder Blick, jedes Lächeln von ihm trug das Gewicht eines Geheimnisses, das ich nicht aussprechen durfte. Während ich neben ihm stand, war ich bei ihm, doch innerlich schämte ich mich. Ich hatte das Gefühl, meiner Freundin untreu zu sein, nicht mit Taten, sondern mit Gedanken, mit Gefühlen, die ich mir selbst verbot und die trotzdem wuchsen.

Seine Nähe war süß und schmerzhaft zugleich. Zu nah, um mich unschuldig zu fühlen. Zu fern, um ehrlich zu sein. Zu ihm und zu mir selbst. Ich bewegte mich ständig auf dieser unsichtbaren Linie, in Angst, einen Schritt zu weit zu gehen und alles zu zerstören, was mir wichtig war.

Eines Nachmittags landeten wir am Flussufer, das Herbstlicht vergoldete alles. Er warf Steine ins Wasser und sagte leise: „Du bist anders, wenn du nicht unter Menschen bist.“

Ich erstarrte. „Anders, wie?“

Er zuckte mit den Schultern. „Echter, glaube ich.“

Mein Herz schlug viel zu laut. In diesem Moment wusste ich, dass etwas Gefährliches begonnen hatte.

Trotzdem redete ich mir ein, ich könnte es kontrollieren. Es würde vergehen. Er war nur nah, weil ich ihn zu nah hatte kommen lassen.

Dann kam der Winter. Und mit ihm eine Süße, die ich nicht erwartet hatte: Anrufe, die viel zu lange dauerten, Witze, die nur wir verstanden, der warme Stoff seines Schals, wenn er sich zu mir hinüberbeugte. Ich erzählte niemandem davon. Nicht meiner Freundin. Vor allem nicht ihr.

Das schlechte Gewissen verwischte vieles, legte sich wie ein grauer Schleier über meine Tage. Gedanken verschwammen, Entscheidungen wurden unsicher, als würde ich durch Nebel gehen. Doch meine Gefühle für ihn blieben unbestechlich klar. Sie waren scharf wie der kalte Wind in meinem Gesicht, roh, wachrüttelnd, unmöglich zu ignorieren.

Sie brannten auf meiner Haut, ließen mich frösteln und zugleich lebendig fühlen. Es war dieses Ziehen in der Brust, das nicht wehtat und doch schmerzte, dieses ständige Bewusstsein seiner Nähe selbst dann, wenn er nicht da war. Meine Gefühle für ihn schnitten durch alle Zweifel und durch jede Ausrede. Sie waren klar, kalt, ehrlich und genau deshalb so beängstigend.

In der Nacht, in der er mir unbeholfen, leise, mit zitternden Händen, seine Gefühle gestand, geriet meine Welt ins Wanken. Ich wollte mutig sein. Ich wollte ehrlich sein. Ich wollte ihn wählen.

Doch das Gesicht meiner Freundin tauchte vor mir auf, hoffnungsvoll und zerbrechlich. In mir zog sich augenblicklich alles

zusammen. Die Wärme, die ich eben noch gespürt hatte, erstarrte zu Schuld. Mein Wunsch nach ihm wich einem stechenden Druck in der Brust, als hätte ich etwas Kostbares in den Händen und würde es zerbrechen, wenn ich es nicht sofort losließ.

In diesem Moment fühlte ich mich klein und falsch. Meine eigenen Bedürfnisse schrumpften, wurden leise, während ihre Hoffnung schwer auf mir lastete. Es war, als würde ich mich selbst verraten müssen, um sie zu schützen. Und genau das tat am meisten weh.

Also hielt ich mich zurück. Und sagte ihm, ich könnte nicht. Und sah das Licht in seinen Augen erlöschen.

Ich redete mir ein, das Richtige getan zu haben. Dass er mit der Zeit wieder in die Ferne rücken würde.

Doch das tat er nicht.

Er wurde das Fernste, das ich je so nah gefühlt hatte. Obwohl er noch denselben Raum mit mir teilte, war er nicht mehr erreichbar. Keine beiläufigen Gespräche, keine vertrauten Blicke, kein unausgesprochenes Verstehen. Zwischen uns lag plötzlich etwas Unsichtbares, aber Unüberwindbares.

Seine Abwesenheit zeigte sich nicht darin, dass er weg war, sondern darin, dass er da war und doch nicht mehr zu mir gehörte. Jeder unausgesprochene Satz, jede nicht gestellte Frage vergrößerte die Distanz. Er war aus meinem Alltag verschwunden, blieb aber in meinen Gedanken verankert, näher als viele, die mich umgaben. Genau diese Nähe ohne Kontakt machte die Ferne so schmerzhaft.

Der Frühling kam, mit Prüfungen, Festen, Lärm. Meine Freundin ahnte nie, wie tief alles in mir verwoben war. Und Andrew... veränderte sich auch. Er wurde stiller, nicht abweisend, aber ergeben. Unsere Gespräche wurden seltener.

Und dann war er plötzlich weg.

Er musste umziehen. Die Nachricht verbreitete sich wie Wind durchs Schulhaus. Er ging so schnell, dass ich kaum nachdachte, als ich zum Bahnhof rannte, um ihm endlich mein Herz auszuschießen. Als ich das Leuchten in seinen Augen wieder sah, fühlte es sich nach Zuhause an. Warm und geborgen. An diesem Tag weinten wir Tränen, die wir viel zu lange zurückgehalten hatten.

Tränen für uns, nicht für die Vergangenheit, nicht für die Zukunft, sondern für den Moment, an dem wir standen.

Am Tag nach seinem Weggang stand ich wieder am Fluss und starrte auf den Platz, an dem wir gestanden hatten. Alles fühlte sich schmerzhaft nah und zugleich unerreichbar fern an.

Da begriff ich, dass Entfernung nicht in Kilometern gemessen wird. Sondern in Chancen. Ergriffenen oder verlorenen.

Wir schrieben uns weiter, sagten einander, wie sehr wir uns vermissten, bis er eines Tages nicht mehr antwortete. Keine Nachrichten. Keine Zeichen von Liebe. Nur Schatten dessen, was wir gelebt hatten, und die Geister unserer Momente blieben zurück. Jahre vergingen. Die Welt veränderte sich. Ich machte meinen Abschluss, zog in neue Städte, wurde älter. Das Leben trug mich weiter. Ich lernte, dass manche Menschen an deiner Seite bleiben, andere sich verlieren, und wieder andere in dir eingeschlossen bleiben, unberührt von der Zeit.

Manchmal, wenn der Herbst zurückkehrt und das Licht golden wird, fühle ich mich wieder wie siebzehn. Ich fühle ihn neben mir am Fluss stehen, leise, unsicher, hoffnungsvoll. Die Erinnerung zieht ihn nah an mich heran. Die Wirklichkeit hält ihn fern.

Nah und fern. Jetzt verstehe ich es.

Nah ist der Moment, den du lebst.

Fern ist der Moment, den du erinnerst.

Und beide hinterlassen ihre Spuren in dir.

Andrew war einmal mein Nah: kurz, hell, überwältigend.

Jetzt ist er mein Fern: weich, bewahrt, sehnsüchtig.

Und irgendwie lebt er in mir an beiden Orten weiter.

Luisa-Virginia von Bauer Monteiro de Paula: Nähe und Ferne

Cecilia freut sich, denn heute findet das Marktplatzfestival statt! Das ist die Hauptattraktion in ihrem kleinen Dorf und das, worauf sie und ihre Freundinnen das ganze Jahr lang sehnsüchtig gewartet haben, denn jetzt sind sie endlich alt genug, um allein dort hinzugehen! Die Mädels haben schon alles geplant: Zuerst werden sie alle Fahrgeschäfte ausprobieren, danach zur Mini-Bar gehen, um zu plaudern und später, wenn es dunkel ist, besuchen sie die kleine Disco, die in einem Zelt untergebracht ist. Cecilia strahlt mit der Sonne um die Wette. Es wird genial! Der einzige Bereich, wo sie nicht hingehen werden, ist der Familienbereich, da sind sie sich alle einig. Der ist total langweilig.

Kaum hat sich Cecilia angezogen, stürmt Fritz, ihr nerviger kleiner Bruder, in ihr Zimmer und kräht: „Ce! Bist du fertig? Der Familienbereich ist schon offen!“ „Hä??“ Cecilia versteht gar nichts mehr. „Aber...“ Da erscheint der Kopf ihrer Mutter am Türrahmen. „Ja! Wir gehen heute alle gemeinsam zum Marktplatzfestival in den Familienbereich! Wir haben schon Karten für das Kinderkarussell gekauft.“ Cecilia schüttelt energisch den Kopf. „Das geht nicht, Mama! Wir hatten doch schon besprochen, dass ich heute mit meinen Freundinnen do...“ Doch erneut wird sie unterbrochen. Diesmal fällt ihr ihr Vater ins Wort: „Nein, Ce, das musst du anders machen. Heute ist Family Time angesagt.“ Family Time? Pah! Cecilia spürt, wie in ihr heiße Wut aufkocht, wie so oft in letzter Zeit. Ihre Eltern hören ihr noch nicht mal zu! Was ist daran Family Time? „Nein!“, schreit Cecilia, und es fühlt sich richtig gut an – sie schreit diese ganze angesammelte Wut aus den letzten Wochen heraus. „Ich hab mich schon mit meinen Besties verabredet und ihr müsstet das wissen! Wir haben darüber geredet, wisst ihr noch? Nein, natürlich nicht – was für eine Überraschung! Ich bin euch doch egal!“ Cecilia stürmt auf die Tür zu. Doch ihr Vater steht im Weg. „Ce“, sagt er langsam und das Mädchen bleibt wutschraubend stehen, während ihr Vater weiterspricht: „Was du da gesagt hast, war definitiv nicht okay und wir werden noch darüber reden müssen. Außerdem...“ Da greift die Mutter ein, bevor noch

ein großer Streit entstehen kann: „Wir werden noch darüber reden, das stimmt. Aber nicht jetzt! Ce, geh mit deinen Freundinnen mit. Aber denk an uns – wir werden dich vermissen!“ Cecilia ist immer noch ziemlich wütend. „Schön – ich euch nicht“, zischt sie und knallt ihre Zimmertür zu.

Das Fest ist wirklich super, aber Cecilia kann es nicht wirklich genießen. Immer wieder muss sie daran denken, wie sie ihre Familie angeherrscht hat. Eigentlich ist sie schon zu alt, um wegen solchem Kitsch ein schlechtes Gewissen zu haben, das weiß sie, aber andererseits... „Ob Fritz wohl geweint hat?“, überlegt sie und spürt, wie sich Schrecken in ihr breitmacht. Das wollte sie doch gar nicht! Cecilia senkt den Kopf. Irgendwo in diesem Rummel ist ihre Familie, vielleicht sogar in der Nähe... aber es fühlt sich an, als wäre sie ganz, ganz weit weg... „Hey, alles klar? Du siehst so... traurig aus!“ Luany, eine ihrer Besties, stupst sie besorgt an und Cecilia schreckt auf. Oh nein! Jetzt heißt es – schnell denken. „Äh, j-ja, die A-achterbahn vorhin...war zu...heftig. Lass uns jetzt lieber was Ruhiges machen.“ Luany runzelt die Stirn – und das zu Recht. Normalerweise liebt Cecilia alles, was wild ist! Aber bevor Luany so richtig misstrauisch wird, springt Tina ein. „Ich stimme zu, Ce. Die war wirklich schnell. Hey, ich hab eine Idee! Wie wärs, wenn ich euch einen Platz zeige, über allem Geschehen, und wir dann eine Runde chillen? Die Aussicht dort oben ist echt genial!“ „Also, ich bin dabei“, sagt Cecilia sofort. Luany schaut sie merkwürdig von der Seite an, sagt aber nur: „Meinetwegen.“ Auch die anderen finden die Idee super und so machen sich die Mädchen auf den Weg.

Tina führt sie zu einer steilen Treppe aus Stein. Die Stufen sehen unstabil aus und alle gucken misstrauisch, aber Tina meint: „Vertraut ihr mir nicht? Na gut, dann gehe ich eben vor“, und beginnt, die Stufen hinaufzusteigen. Zögerlich steigen auch die anderen Mädchen nach und nach die Treppen hinauf.

Als Cecilia oben angekommen ist, reißt sie die Augen auf. Tina hat nicht zu viel versprochen: Die Aussicht ist wirklich der Hammer! Sie, Luany, Tina und die anderen stehen auf einer breiten Mauer aus Stein, unter der sich das ganze Festival befindet. Man kann von hier aus alles sehen – die Minidisco, Achterbahnen – einfach

alles. Es gefällt Cecilia, hier oben zu sitzen und das bunte Treiben zu beobachten. „Wie in einem Wimmelbuch“, denkt sie. Eine Weile sitzen sie alle einfach nur da, aber plötzlich meldet sich Mariah, ein weiteres Mädchen aus Cecílias Clique, und sagt: „Leute, muss außer mir noch jemand aufs Klo?“ und plötzlich stehen alle auf, weil sie auch müssen. Alle, außer Cecilia. „Ce, bist du dir sicher, dass du allein hier warten willst, oder soll ich bei dir bleiben?“ Luany schaut Cecilia lange an. Cecilia kennt Luany am längsten und kann sie auch sehr gut leiden, aber irgendwie will sie gerade einfach nur allein sein. Es gibt viel nachzudenken. „Nee, passt schon“, antwortet Cecilia deshalb und einen Wimpernschlag später sitzt sie allein auf der Mauer. Das Mädchen spürt, wie sich in ihr eine große Leere ausbreitet. Es sind so viele Menschen direkt unter ihren Füßen, aber trotzdem fühlt sie sich einsam. Es kommt ihr so vor, als fehle ihr etwas... aber was? Cecilia überlegt. Ihr fehlen die Umarmungen ihrer Mutter, die guten Ratschläge ihres Vaters, ja, sogar die schlechten Witze ihres Bruders fehlen ihr. Aber nicht ihre Familie vermisst sie – die sieht sie ja jeden Tag. Ihr fehlt Nähe zu ihrer Familie. Cecilia hat schon bemerkt, wie selten die Umarmungen ihrer Mutter, die Witze ihres Bruders und die Ratschläge ihres Vaters geworden sind. Sie hat sich in letzter Zeit ziemlich von ihrer Familie entfernt. Aber was bedeutet das eigentlich – NÄHE und FERNE? Cecilia weiß es nicht. Sie weiß nur: es ist wichtiger, als sie jemals geglaubt hätte. Das Mädchen sitzt noch eine Ewigkeit auf der Mauer und lässt seinen Blick über die Menschenmenge schweifen. Plötzlich sieht es etwas. Drei bekannte Umriss – an einer Pommesbude im Familienbereich! Einer von ihnen, ein kleiner Junge, ist gerade dabei, sich ganz viel Ketchup ins Gesicht zu schmieren. Als der Mann dies sieht, hebt er zwar den Zeigefinger, lacht aber dabei und gibt der Frau, die neben ihm steht, einen Kuss auf die Wange. Cecilia lächelt und ihr wird ganz warm ums Herz. Was NÄHE und FERNE sind? Sie hat immer noch keine Ahnung. Aber jetzt ist ihr klargeworden, dass man sich manchmal auch in großer Ferne sehr nah sein kann.

Mari Balyan: Nähe und Ferne

Mein Ziel befand sich 100 Unendlichkeiten entfernt. Es sah aber aus, als ob es auf meiner Nase sitzt. Das sind zwei Welten, die wir nie erobern werden. Es ist eine Frage der Zeit, bis man in die Ferne kommt, denn wenn man ankommt, ist das wieder Nähe.

Wenn man in die Ferne schaut, stellt man sich die Nähe vor. Wenn ich meine Verwandten anrufe, sehe ich sie und höre ihnen zu, aber ich denke nie daran, wie weit sie in Wirklichkeit entfernt sind. Wenn man überall sein könnte, wo man will, dann gäbe es auch keine Nähe und Ferne.

Wenn sich Ferne und Nähe treffen würden, wären sie dann hier? Und wenn sie auseinandergehen, gibt es dann nur noch Ferne und dort? Und warum fühlen wir das nicht? Wir wissen nur, dass wir in die Ferne blicken. Die Welt hat viele Geheimnisse.

Manchmal kann man Nähe und Ferne mit Freundschaft vergleichen. Beste Freunde sind in der Nähe und Feinde in der Ferne. Aber die zwei Arten können sich nicht treffen, sonst ist es nicht hier, sondern Krieg.

Jede Aufgabe ist möglich zu lösen, egal, ob man sie aus der Ferne oder aus der Nähe löst. Wir müssen nur wissen, dass alles möglich ist. Und dann, egal wie entfernt das Ziel ist, kommt man immer an.

Aber so weit weg war mein Ziel auch nicht. Ich muss nur noch zwei Stationen fahren, und fertig. Aber es gibt auch ganz andere Ziele, und jeder hat seine eigenen.

Victoriya Ganzha: Die Hexen-Uni

An: Maria Dieren
Grönland, Dänemark
Von: Nevara Dieren
Die Hexen-Uni

Meine geliebte Oma,
Nun finde ich endlich Zeit dir zu schreiben! Schon zwei Wochen sind vergangen, seit wir an der Hexen-Uni eingeschult wurden. Oh, meine liebe Oma, ich bin so froh, dass ich es bis hierher geschafft habe. Ich weiß, es ist sehr weit weg von unserem Dorf und ich werde ehrlich zu dir sein, am Anfang hat mir diese Entfernung Angst eingejagt. Aber schon in der ersten Woche habe ich hier viele Freunde gefunden. Meine Zimmermitbewohnerin, Xandria, ist immer sehr nett zu mir. Du wirst mir nicht glauben, aber Xandria ist drei Köpfe größer als ich und sehr, sehr sportlich. Ich wünschte, ich hätte auch so einen Körper wie sie. Ich weiß, ich weiß, du würdest mir sagen, man soll sich so lieben, wie man ist und ich kann nichts dagegen tun, dass ich klein bin. Aber Xandria ist einfach wunderbar! Am ersten Tag hat sie mir mit meinen schweren Koffern geholfen und sie beschützt mich vor allen anderen (Auch wenn es hier nichts gibt, wovor man mich beschützen sollte). Und ich helfe ihr dafür, ihre Fechtklamotten zu reparieren. Oh, ich habe dir doch noch gar nicht erzählt, dass sie fechtet! Nun ja, das tut sie und nach ihrem Training hat sie immer irgendwo ein Loch oder einen abgerissenen Ärmel, den ich zunähen muss. Aber ich mach es gerne!
Und meine liebe Oma, ich wollte dir noch sagen, weißt du noch, dass du dir am Anfang Sorgen gemacht hast, wegen der Uni und dass es gefährlich für mich sei, eine ‚Hexe‘ zu werden. Aber ich muss dich beruhigen, bis her haben wir kein Teufelswerk oder etwas ähnliches gemacht. Diese Uni heißt so, weil wir hier über die tieferen Ebenen der Naturwissenschaft lernen. Ich bin zwar

ziemlich mies in Naturwissenschaft, aber Kenna hilft mir immer wieder. Kenna ist eine gute Freundin von mir, sie ist ein bisschen verschlossen, aber sie liest sehr viel und ist daher wirklich schlau. Ja, eigentlich sind wir hier alle sehr klug, denn die Uni nimmt ja nur Mädchen mit sehr hoher Leistung auf, aber Kenna ist wie ein Wunderkind.

Und was dich sehr erfreuen wird, Oma, ist, dass alle Mädchen stark miteinander befreundet sind und obwohl viele von uns sich nur knapp zwei Wochen kennen, stehen wir immer zueinander. Und es macht richtig Spaß mit anderen an der Uni zu sein.

Nun muss ich aber leider zu Ende kommen, denn ich habe bald wieder Unterricht, aber ich schreibe dir nächsten Monat auf jeden Fall.

Ich vermisse dich und Zuhause.

Hab dich lieb, deine Nevara

An: Ion Liges

Delphi, Griechenland

Von: Xandria Vegas

Die Hexen-Uni

Hey Ion,

Hier kommt der erste Brief, den ich dir von der Hexen-Uni schreibe. Und das Erste, was ich dir sagen will, ist: Ich liebe dich. Es tut mir leid, wenn es so direkt ist, aber du weißt ja, ich bin keine Person fürs Ausweichen und in den zwei Wochen, die ich an der Uni verbracht habe, habe ich dich jede Sekunde lang vermisst. Abends wenn alle schon schlafen, liege ich im Bett und wünsche mir, du würdest neben mir liegen. Es ist schwer, denn da wir hier mehr lernen als auf einer ‚normalen‘ Universität (und vielleicht auch zum Teil verbotene Dinge), dürfen wir nicht außerhalb des Geländes darüber sprechen und Briefe zu schreiben ist uns nur einmal im Monat erlaubt. Ich hätte diesen Brief an meine Adoptiveltern schicken sollen, aber so etwas Kostbares würde ich niemals an sie verschwenden. Sie würden es nicht mal öffnen!

Nun ja, ich erzähl dir mal, was so in den zwei Wochen passiert ist. Es ist schon Mitte November und hier in Norden Deutschlands ist

es wirklich arschkalt. Ich weiß, du im Delphi kannst dir es nicht mal vorstellen, dass es kalt sein kann, aber es ist es. Und das Blödeste ist, dass für alle anderen es okay ist! Zum Beispiel Nevara, meine Zimmermitbewohnerin, kommt aus Grönland und kann den ganzen Tag durch in einem Kleid rumlaufen und nicht frieren! (Und dafür, dass sie drei Köpfe kleiner ist als ich, ist es echt krass).

Oder Kenna aus Russland fühlt sich auch ziemlich super. Ich finde das unfair! Übrigens, Kenna kennt sich sooo gut mit Geschichten und griechischer Mythologie aus, du würdest stauen! Das ist immer unser Hauptthema. Alle Götter und Helden. Ich liebe es, mit ihr zu plaudern!

Es noch das Mädchen Rayla, sie kommt, glaube ich, aus Deutschland, sie Mag genauso wie ich Sport und kann sogar schneller schwimmen als ich. Wir trainieren immer zusammen in unserer Freizeit (von der gibt es leider nicht viel), ich bringe ihr Fechten bei und sie hilft mir beim Schnellschwimmen.

Gestern habe ich noch Kahlei kennengelernt, ich habe sie beim Klavierspielen erwischt, sie spielte ‚The Sound of Silence‘, dein Lieblingslied. Da haben wir angefangen ein bisschen zu reden, Kahlei ist sehr nett, auch wenn kleines bisschen verträumt. Aber sie hat mir erlaubt, ihr beim Spielen zuzuhören und hat sogar vorgeschlagen, mir Klavier beizubringen, wie sie es schon bei Kenna tut. Aber ich hab abgelehnt, weil Musik nicht so meins ist, wie du weißt.

So, das ist bisher von meiner Seite. Schreib mir so schnell du kannst zurück, wenigstens einen Satz, dass es dir gut geht. Ich denk an dich!

Liebe dich,
Xandria

An: Anton Garschkow
Omsk, Russland
Von: Kenna Garschkow
Die Hexen-Uni

Geehrter, großer Bruder,
Zum ersten Mal spreche ich dich an über eine Entfernung, größer als eine Straßenbreite. Ich wollte mich nur kurz melden und sagen, dass ich gut an der Hexen-Uni angekommen bin. Hier ist es sehr cool an der Uni. Jetzt verstehe ich, was mir Fred über das Uni-Leben sagen wollte. Allerdings wird es bei uns nicht so spannend zugehen, wie es bei euch war. Obwohl ich es schon davor gewusst habe, war es richtig komisch für mich an einem Ort mit nur Mädchen zu leben. (vor allem da ich 19 Jahre lang als das einzige Mädchen in der Familie gelebt habe) Auch unsere Professoren sind alles nur Frauen.

„Die wahre Kunst der Hexerei können nur Wesen weiblichen Geschlechtes beherrschen!“

Tja, so stand es zumindest bei der Anmeldung für das Studium. Aber wir lassen uns davon nicht abhalten: Jeden Samstag veranstalten wir kleine Ausflüge zusammen, auch einen Leseclub (ich bin ein Stammgast davon) oder ein Backkurs. Ich bin zwar nicht dabei, aber jede bekommt immer etwas ab und es ist sooo lecker! Auch in Unterricht ist niemand von uns allein gelassen: Ich zum Beispiel helfe Nevara, einer guten Freundin von mir, mit Bio und Informatik und Rayla, meine Zimmermitbewohnerin, bringt mir schwimmen bei. Stell dir das nur vor! Ich wollte schon immer schwimmen lernen, aber bei uns in der Stadt hatten wir nie die Gelegenheit dazu. Und jetzt befinden wir uns so weit weg von der restlichen Welt, dass für alles genug Zeit haben. Auch Unterricht, leider. Aber eigentlich ist es gar nicht so schlimm, wie alle es denken, denn Experimente in Wirklichkeit durchzuführen ist tausendmal spannender, als darüber zu lesen.

Übrigens ich wollte dir noch von der Schulbibliothek erzählen, sie ist sooooo riesig! Ich hab sie erst in der zweiten Woche meines Aufenthaltes hier entdeckt, da musste ich Bücher für unseren

Kurs holen, und ich war so erstaunt, als ich's gesehen habe: die Bibliothek ist zwanzigfach so groß wie unser Wohnzimmer und dabei noch hat es zwei weitere Etagen. Stell dir nur vor wie viele Bücher es nur sind! Ich gehe ab jetzt jeden Tag dorthin und ich glaube, ich werde auch so nicht alles in meinen fünf Studiumsjahren über diese Bibliothek erforschen können. Aber ich freue mich trotzdem darauf. Nun, das war kurz von der Hexen-Uni. Schreib mir unbedingt zurück und erzähl wie es bei dir und Fred so läuft. Wie ist deine neue Arbeit?

Auch ich werde euch, wenn's klappt, nächsten Monat schreiben.
Deine geliebte, kleine Schwester,
Kenna

An: Frederik Müller
Konstanz, Deutschland
Von: Rayla Müller
Die Hexen-Uni

Liebe Papa und Mama,
vor zwei Wochen fuhr ich weg von Zuhause, um an der Hexen-Uni zu studieren. Ein ganz verschlossener Ort, diese Uni, muss ich sagen, ganz fern von der restlichen Welt, aber ich weiß, wenn ich diesen Abschluss hier hinkriege, werden mir alle Türen offenstehen. Denn das hier ist eine der beliebtesten Universitäten für Mädchen auf der ganzen Welt. Und auch wenn keiner genau weiß, was hinter den hohen Mauern dieses Schlosses passiert (und es tut mir leid, ich werde es euch auch nicht erzählen dürfen, denn es ist strengstens verboten für uns darüber zu sprechen was hier geschieht), so ist jedem bekannt, dass diese Schule die besten Studentinnen ausbildet.

Schon zwei Wochen lang denke ich immer wieder an das, was du mir gesagt hast, Mama: „Man darf keine Angst haben, etwas Neues anzufangen, denn ansonsten wird das Neue nie zu etwas Guten führen.“ Hier an der Uni hat es mir sehr geholfen. Denn schon nach ein paar Tagen sind wir zu einer Familie geworden, nicht alle und nicht immer sind nett zueinander, aber trotzdem

halten wir zusammen. Obwohl es manchmal Dinge gibt, wo man sich ein Auge zudrücken muss.

Aber mach dir keine Sorgen um mich, Papa. Ich habe viele Freundinnen, die mir helfen und mit denen ich immer sehr viel Spaß haben kann.

Es gibt da ein Mädchen, Xandria, mit der trainieren wir immer morgens zusammen. Sie kann richtig stark fechten! Und sie wohnt gleich im Zimmer nebenan, mit Nevara. Nevara ist ein richtig toller Gesprächspartner in den langen Physikstunden.

Und Kenna, meine Zimmermitbewohnerin hat mich vor kurzem gefragt, ihr schwimmen beizubringen. So trainieren wir immer nachmittags in dem Pool an der Uni. Hier haben wir zwar ein Schwimmbad, aber ich vermisse trotzdem das kühle Wasser des Bodensees. Aber nach Weihnachten machen wir einen mehrtägigen Ausflug zu der Ostsee zusammen mit unseren Lehrern, vielleicht können wir da ich schwimmen.

Also seid nicht besorgt, Mama, Papa, mir geht es prima und ich freue mich riesig an der Hexen-Uni zu studieren.

Das war kurz von mir, schreibt mir, wenn ihr Zeit habt.

In Liebe,

Rayla

PS: Kann Kahlei, eine Freundin von mir, theoretischer Weise uns am Weihnachten besuchen? Sie ist ein Waisenkind und kommt aus Irland, wo sie niemanden hat, mit wem sie die Ferien verbringen kann, also dachte ich es wäre nett sie zu uns über Weihnachten einzuladen. Wäre es möglich? Bitte, bitte, sagt ja!



-AG kreatives Schreiben-

Regeln und Freiheit

2025/26

Leonard Roth:

Die verschwundene Alltagsregel

Wie jeden Morgen duschte ich und schäumte gerade meine Haare ein, als plötzlich die Tür zum Badezimmer aufgerissen wurde und ein unbekanntes Augenpaar mich komisch anschaute.

Ich dachte: „Also wirklich, kann man nicht einmal mehr duschen, ohne dabei beobachtet zu werden.“ Ich stellte das Wasser ab, holte mein rotes Handtuch hervor, wickelte es um meinen Körper. Ich erblickte einen kleinen, blonden Jungen, der etwas kleiner als ich war, und fragte ihn: „Was machst Du in my flat?“ „Was heißt my flat?“ fragte er. Ich entgegnete ihm: „My flat ist Englisch und heißt meine Wohnung“. „Ah ha“, sagte der kleine blonde Junge. „Aber was machst Du jetzt in meiner Wohnung?“ sagte ich kritisch. „Hast Du nicht die Zeitung gelesen? Da steht, dass man ab heute in alle Häuser und Wohnungen gehen darf, in die man will“, erklärte der kleine Junge. „Wie lange darf man in andere Häuser oder Wohnungen hinein“, fragte ich ihn. „Nur heute“, sagte der fremde Junge. Daraufhin sah ich wie der Junge ging.

Ich duschte fertig und dachte dabei nach warum man das jetzt darf. Ich zog mich an und ging aus meiner Wohnung. Ich schloss die Wohnungstür zu, lief aus dem Treppenhaus. Auf der Straße waren so viele Leute, dass ich kaum vorwärtskam. Doch ich war zumindest bis zur Bushaltestelle an unserer Hauptstraße gekommen. Genau genommen waren es nur 5 m, aber trotzdem ein gutes Stück. Da bemerkte ich eine Zeitung auf dem Boden. Ich schaute mich um, sah aber niemanden der sie nahm und überflog den Text. Ich sah die Textstelle „Heute, nur heute, dürfen alle Leute in alle Häuser gehen“. Ich dachte mir: „Wenn jeder in jedes Haus darf, haben es Diebe aber sehr leicht.“

Da hatte ich eine Idee. Ich kletterte auf das Dach an der Bushaltestelle an unserer Hauptstraße, sprang von dort aus auf ein Garagendach, kletterte die Balkone hoch und stand auf dem Dach unseres Hauses. Von dort konnte ich einfach von Dach zu Dach zu springen, weil die Häuser nah beieinanderstanden. Ich rannte

über die Dächer bis zum Ende der Stadt. Da war es. Das Haus von meinem Lehrer. Ich kletterte an den Balkonen herunter und lief in das Haus von meinem Lehrer. „Toll“, dachte ich mir, „er ist nicht da.“ Ich suchte nach seinem Arbeitszimmer und fand es schließlich im 1. Stock. Ich dachte: „Die nächsten Wochen werden wir viel Spaß haben.“ Ich fand in einem seiner bunt lackierten Schränke einen Ordner mit dem Namen „5c“. Ich war mir sicher, hier würde ich finden, was ich wollte. Ich klappte den Ordner auf, suchte und nahm die Englisch-, Deutsch-, Musik- und Medienbildungsarbeit heraus. Ich räumte den Ordner wieder an seine Stelle und lief auf demselben Weg zurück nach Hause. Ich versteckte die Arbeiten unter meinem Bett und schlief tot müde ein. Morgens wachte ich auf und schaute unter mein Bett, aber die Arbeiten waren weg. Hatte ich das alles nur geträumt?

Lotta Tielke:

Die schwerelose Stadt

Mitten in den Sommerferien an einem heißen, sonnigen, aber windigen Morgen, wachte Emily mit einer goldenen Kette um den Bauch auf. So wachte das Mädchen immer auf und machte sie unglücklich, da sie sich so gefangen gefühlt hat. Nachts träumte sie immer davon frei zu sein, wie ein Vogel. Ganz ohne an die Kette gefesselt zu sein. Diese Kette hatte jeder in ihrer Stadt um den Bauch gebunden. Sie waren alle gleich lang und identisch schwer, nur in der Farbe unterschieden sie sich. Die Farbe ließ Rückschlüsse auf die Herkunft des Tragenden zu. Da die Stadt von ihnen weit über den Wolken schwebte und es dort keine Schwerkraft gab, mussten die Menschen mit dem Boden verbunden sein. Die Ketten waren an der Haustür oder an im Boden verankerten Stangen befestigt. Das Band durfte nie gelöst werden. Nicht mal in der Wohnung. Doch diese Regel mochte Emily gar nicht, weil sie viel lieber wie ein Vogel frei durch die Luft fliegen wollte. Ihre Eltern sagten immer, dass Emily einfach wegfiegt und man sie nicht mehr zurückholen könne, wenn sie das Band löste. Ihre Eltern hatten sehr viel Angst, dass Emily doch mal das rettende Band löst. Dies wäre viel zu gefährlich und deshalb redeten sie immer auf ihre Tochter ein. Immer wieder erklärten sie ihr, wie dramatisch ihr Vorhaben enden kann.

So stur wie Emily war, entschied sie sich das Band an ihrem 12. Geburtstag zu lösen. Schließlich wird schon alles gutgehen.

Sobald sie sich von der Kette befreit hatte, flog sie in die Luft. Dadurch, dass es keine Schwerkraft gab, konnte sie die Stadt nicht wieder ansteuern. Sie flog höher und höher. Die Stadt wurde kleiner und kleiner und immer kleiner... Emily bekam Panik und hatte Angst, ihre Eltern nicht wieder zu sehen. Die Stadt war weit entfernt und damit auch ihre Eltern. Alles rufen um Hilfe war sinnlos.

Kurze Zeit später merkte ihre Mutter, dass ihre Tochter weg war und machte sich große Sorgen. Vor dem Haus sah sie das gelöste Band und wusste gleich, wo sie ihre Tochter suchen musste. Sie

blickte in den Himmel und konnte einen kleinen, pinken Punkt am Himmel wahrnehmen. Dies musste ihre Tochter sein in ihrem Lieblingspulli. Da kam auch schon Mia angerannt, die sich ebenfalls sorgen machte. Ein alter Mann bekam die Aufregung mit und hatte eine Idee. Er band sowohl die Mutter als auch Mia vom Boden los, nahm das Band der Mutter am Ende in die Hand und band es sich selbst um den Bauch. Das Band von Mia band er der Mutter um den Bauch. Dadurch konnte Mia besonders hoch fliegen. Die Länge der drei Bänder schien erst nicht auszureichen, um Emily zu erreichen. Doch als Mias Band straff war, konnte sie sich so weit strecken, dass Sie Emily am Fuß zu packen bekam und konnte sie so wieder mit nach unten ziehen.

Auf dem Boden angekommen, band Emily sich das Band schnell wieder um den Bauch, damit so etwas nicht wieder passieren konnte. Sie fiel Mia, dem alten Mann und Ihrer Mutter in die Arme und war so glücklich wieder bei Ihnen zu sein. Sie hat verstanden, welche Gefahr durch das fehlende Band entsteht. Sie weiß nun um die Freiheit, welche sie durch das Band hat, besonders zu schätzen.

Liah Woldemariam:

Vogelfrei

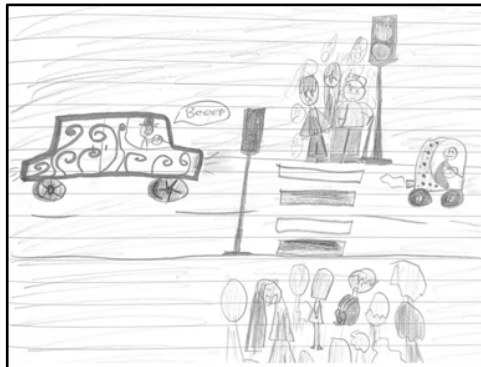
Ich war letztens in der Postgalerie mit meiner Freundin shoppen. Zuerst waren wir in Primark, dann in TK Maxx und dann sind wir noch zum Chinesen, weil wir einen Mordshunger hatten. Nach dem Essen waren wir noch im Nagelstudio. Als wir nach Hause wollten, sahen wir einen Mann. Er tanzte vogelfrei zu einem Straßenmusikanten. Seine Schritte waren erst langsam dann schnell, dann groovig und dann mal verrückt. Die anderen Menschen schauten neugierig dem Tänzer zu und bildeten einen Kreis um ihn herum. Emmi und ich wurden auch aufmerksam. Ich habe sie gebeten mit mir dorthin zu gehen, weil man sowas ja nicht überall sieht. Ihr wisst bestimmt, was ich dann gemacht habe. Ich zog Emmi in den Kreis und wir tanzten genauso wie der Mann. Die Menschen tauschten kurz Blicke aus und dann tanzten sie los. Als ich sah, wie alle mittanzten, hat es sich so angefühlt, als gäbe es keine Regeln. Das war unbeschreiblich. Ich hatte alles um mich herum vergessen. Emmi hat auf ihr Handy geschaut und ihr Mund stand offen: Es war schon 17:30 Uhr und um 18 Uhr mussten wir zu Hause sein und wir hatten beide einen 30-minütigen Nachhauseweg. Ich weiß zwar nicht, wie es für Emmi weiterging, aber ich hatte jetzt Medienverbot und Hausarrest. Ich durfte nur noch in die Schule. Wow, ich bin gefangen. So fühlte es sich zumindestens an. Ich gucke auf die Uhr und die Zeit war so lang, als würde sie stehen bleiben. Vielleicht steht sie auch still. Ich weiß gar nichts mehr vor Langeweile. Wann werde ich hier rauskommen???

Mari Balyan: Das Chaos ohne Regeln

Tausende von den Stadtbewohnern und Touristen standen vor der alten verrotteten – wie ein Pfennig der auf der Straße lag – Ampel, die leuchtete grasgrün, aber niemand machte einen klitzkleinen Schritt nach vorne. Ich fragte meine am meisten vertraute und gute Freundin, die auch auf dem Weg nach Hause war, was los ist. Sie antwortete: „Heute haben die Autos angefangen über rot zu fahren! Ich erstarre wie ein Stoppschild auf der Autobahn, das kann nicht sein! Es gibt eine ganz himmelklare Regel dafür: Bei Grün darf man gehen, aber bei Rot bleibt man stehen.“

Welcher Idiot versteht das nicht! Plötzlich kam eine laute Ansage: „Liebe Bewohner der Stadt, eins der wichtigsten Gesetze wurde ausgesetzt. Wir bitten sie um Verständnis!“ Und dann wurde alles still. Nur das Dröhnen der Motoren war zu hören. Ich hatte nichts mehr zu sagen. Ich stand mit offenem Mund vor den ganzen Leuten und rührte mich nicht vom Platz. Mein erstes Problem war: Ich komme nicht nach Hause, zweitens: Ich habe kein bock hier herzumustehen! Ich rief die Polizei an, sie antwortete: „Hallo, was kann ich für sie tun?“ – „Ich brauche Hilfe!“ – „Was ist passiert?“, fragte eine veränderte Stimme.

„Die Autos lassen niemanden durch! Sie bleiben nicht stehen!“ – „Da kann ich aber leider nichts tun“, sagte sie und legte auf. Ich war ganz außer mir! Aaah, warum tut man sowas? Wie dumm muss man sein, um sowas zu machen?!?! Hinter mir war ein kleines Mädchen mit leuchtenden Augen. Sie sagte: „Reg dich nicht auf, der, der das gemacht hat, wird’s bereuen.“



Ella-Zephrine Westbrooke-Lee: Eine Verwandlung von Agatha

Es war eine Liste mit Sachen, die sie beachten musste. Es war fast wie eine unendliche Schnur, eine Ansammlung von Seiten. Das durfte sie nicht und dies war ihr nicht gestattet. Ihr fehlte das, was sie nicht kannte, doch sie fühlte, dass etwas nicht stimmte. Sie nahm ein Heft und kritzelte etwas hinein. Agatha hatte alles, was sie wollte, trotzdem musste sie diese Regeln einhalten.

In der großen Eingangshalle hing die Liste der Regeln, die sie einhalten musste. Sie mochte die Regeln nicht, doch sie hielt sie trotzdem ein, denn es war das einzige Andenken, das sie noch hatte. Ihre Eltern waren verstorben, als Agatha klein war. Sie konnte sich kaum noch an ihre Eltern erinnern. Jeden Abend blickte sie auf die Liste, bevor sie in ihr königliches Schlafzimmer ging. In ihrem Inneren fehlte etwas, irgendetwas wollte nicht so sein.

Mit diesen Gedanken schlief Agatha unruhig und bedrückt ein. Sie wälzte sich hin und her. Die Gedanken verfolgten sie bis in ihre Träume. In ihrem Traum erfasste sie eine Stimme, die so zart und tiefgründig war. Die Stimme weckte das Gefühl von Familie, das Gefühl, was sie nie bei ihren Eltern hatte. Sie kannte die Stimme und vertraute ihr. Sie sagte: „Suche dir aus der Liste eine aus und finde den Schlüssel!!!!“ So schnell, wie die Stimme gekommen war, war sie auch wieder verschwunden.

Agatha lief zu ihrer Liste. Sie suchte nach einer Regel, die sie brechen konnte. Agatha starrte ununterbrochen auf die Liste. Dann fand sie eine Regel. Sie stand ganz unten unter der Liste. Agatha nahm ein Lineal und fuhr mit dem Lineal über die Liste. Da sah sie eine Verwandlung auf dem Bild. Es war eine Meeresstille. Genau das Bild, was sie so sehr liebte. Sie blickte hinter das Bild. Genau an die Stelle, die sie so liebte. Dort war etwas versteckt. Sie zog es vorsichtig hervor. Es war eine alte Liste, die wie Schicksal in ihrer Hand lag.

Sie fing an zu weinen; es waren bittere Tränen, die ihre Augen widerspiegelten. Plötzlich sah sie etwas. Es war die letzte Regel, die

sich auf der Rückseite befand. In einer honiggelben Farbe stand dort: „Wenn die Zeit gekommen ist und das Schicksal es so will, dann werden alle Regeln ungültig.“

Jetzt weinte sie Tränen, aber keine Tränen der Trauer, sondern Tränen vor Freude. Vor Freude, dass die Regeln nicht mehr galten. Jetzt erst wusste sie, was Freiheit war. Für Agatha war es wie ein Traum, der wahr wurde. Von nun an regierte sie über ihr Königreich, friedlich und voller Energie. Ganz wie ihre Eltern es vor ihr taten.

Doch das war nur ein Traum.

Maryam Alwalid:

Der Künstler, der nach Freiheit sucht

Es war einmal ein Künstler, der sich nach nichts so sehr sehnte wie nach der Freiheit. Doch es gab ein großes Hindernis.

Der begabte junge Mann besuchte eine strenge, langweilige Kunstschule, in der die Schüler keinerlei Freiheit genießen durften.

Eines Tages hatte der Künstler einen wunderschönen Traum. Er sah sich auf einer leuchtend grünen Wiese stehen, umgeben von zwitschernden Vögeln, an seinem Kunstwerk malen.

Als er erwachte, beschloss der Künstler die Freiheit aus seinem Traum in der Wirklichkeit zu finden. Heimlich schlich er sich aus der Schule und rannte weg.

Nach einer Weile erreichte er einen großen Wald. Ehe er sich versah, stand er neben einer schönen Wasserstelle. Das Plätschern und der fröhliche Gesang der Vögel harmonierten perfekt mit dem leuchtend grünen Blättern der Bäume. Er ließ sich auf einen Stein nieder und genoss die frische Luft. Langsam stand er auf, um weiterzugehen. Er wanderte an weiten Wiesen, riesigen Wasserfällen und gewaltig großen Bergen vorbei, ein Gefühl von dieser Freiheit erfüllte ihn, wie er es noch nie zuvor gespürt hatte. Doch langsam wurde er müde und die Hoffnung begann zu verschwinden. Genau in diesem Moment zeigte sich eine weite, grüne Wiese mit bunten Blumen und zwitschernden Vögeln am Horizont. Überglücklich und voller Freude rannte er los. Endlich war er da. So glücklich wie noch nie zeichnete er sein Bild, wie er es erträumt hatte.

Victoriya Ganzha:

Träume schön bis zum Morgen

Ich schaute sie an. Sie starrte zurück. Ich trug ein enges Korsett mit tausend bodenlangen Röcken, meine Haare waren mit spitzen Stecknadeln hochgehoben, sodass ich das Gefühl hatte, mir würden bald alle meine Locken rausgerissen werden.

Sie trug eine breite, leichte Hose mit weitem Shirt, ihre Haare fielen locker über ihre Schulter und nur an manchen Stellen konnte ich kleine, geflochtene Zöpfe entdecken.

Ich blickte sie mit einem freundlichen Lächeln an, das ich mir seit meiner Kindheit angewöhnt hatte.

Sie schaute mit einem wilden Gesichtsausdruck zu mir, ohne sich auch darüber Gedanken zu machen, was die Menschen über sie denken würden.

Sie war ich und ich war sie.

Doch nur eine von uns lebte die Wirklichkeit, die andere war nur ein vergessener, lange verlorener Traum.

Ich wachte auf.

„Gnädiges Fräulein, ein Gast kam Sie besuchen“, meinte der Butler unseres Hauses mit einer knappen Verbeugung an der Tür.

Ich saß auf einer der Sofas im Salon, bemüht um meine gerade Haltung und in der Versuchung nicht mein mageres Frühstück auf dem teuren Teppich aus dem Alter meiner Urgroßmutter zu erbrechen, so fest war mein Korsett zugeschnürt. Man sollte meinen, zu unserer Zeit legten sich die Menschen nur abends auf ihr einziges Sofa im Hause, um die wunderbare Erfindung namens Fernseher zu schauen, aber ich fiel fast schon auf den Boden, so nah musste ich am frühen Morgen an der Kante sitzen.

Ich bat tonlos den Butler, den hoffnungslosen Gast in den Salon zu führen und er verschwand schnell, wieder mit einer Verbeugung wie ein alter Ast bei einer Frühlingsbrise.

Es war Tag dreiundzwanzig an dem die Sonne aufgegangen war nach meinem sechzehnten Geburtstag und seitdem meine ach so fürsorgliche Eltern entschieden haben, ich sei nun alt genug mir einen Ehemann zu suchen. Zu suchen, weil mein mir mit zehn

Jahren versprochener Ehemann genau drei Tage vor meinem Geburtstag an einer fürchterlichen Krankheit verstorben war. Es war zugleich ein großer Schock für meine Mutter und eine riesige Erleichterung für mich, denn es hieß, man musste zuerst einen anderen Mann ausfindig machen, der bereit war eine so wie mich zu heiraten, bevor ich, in meinem Fall, in die endgültige Hölle geschickt wurde.

So saß ich zum dreiundzwanzigsten Mal in dem aprikosenfarbenen Salon, brach mir den Rücken und musste freundliche Unterhaltungen mit fremden Männern führen, an deren Gesichter ich mich später gar nicht erinnern konnte. Und meine ganze Familie wartete darauf, dass ich mich entschied, mit welchem dieser eintönigen Menschen ich den Rest meines voraussichtlich kurzen Lebens leiden würde.

Nun kam wieder der Butler hinein und führte einen zwei Köpfe größeren Mann hinter sich.

„Herr Graf Johnathan von Affenburg“ Leise musste ich ein Lachen unterdrücken bei dem Namen und als ich aufschaute, umspielte nicht mehr das ordentliche Lächeln meine Lippen und ich hoffte der Herr würde meine Belustigung nicht merken. Doch sobald ich ihn genauer betrachtete, verflog mein Grinsen wie von einem Sturm weggefegt. Er war, wie ich es schon ahnte, groß, hatte kurze, blonde Haare, die gar nicht nach der heutigen Mode geschnitten waren und beeindruckende, ockergrüne Augen. Interessant, dachte ich mir. Der Mann war im Vergleich zu allen anderen Gästen, wie wir sie nannten, wie ein grünes Laubblatt inmitten von grauen, abgetrockneten Ästen eines uralten Baumes.

Er lächelte mich sonnenhell an, ohne jeglichen Hintergedanken, spazierte durch den Raum und ließ sich selbstbewusst auf dem Sessel mir gegenüber nieder.

Nun fiel auch mir mein erstaunter Gesichtsausdruck ein und ich versteckte es mit einem butterweichen Lächeln, spürte aber gleich all die spitzen Haarnadeln in meinem Haar, noch ein Grund, warum ich nicht auf dem Sofa liegen durfte.

Wir sprachen kein Wort, bis der Tee gebracht wurde, den ich eigentlich nicht trinken durfte, ich, weil mir schon vor Tagen alle netten Wörter ausgegangen waren, und der Graf schwieg, glaubte

ich, aus Freundlichkeit. Nun hielt ich eine kleine, warme Tasse umklammert wie ein Rettungsring im kalten Ozean und wartete darauf, dass meinem Gesprächspartner langweilig wurde und er wie alle anderen anfang über das Wetter zu reden. Denn ehrlich, was sollte ich sonst sagen?

Hoher Herr, ich bin leider nicht daran interessiert Sie zu heiraten. Sie können jetzt bitte gehen.

Mit einem leisen Seufzen schaute mein Gast von seiner Tasse aus dünnstem Porzellan, denn es je gegeben hat, auf und sah mich mit seinen überfreundlichen Augen an.

„Ihnen ist bestimmt mein lustiger Name aufgefallen“, sagte er schließlich mit einem leichten Grinsen. Mist, dem musste meine Belustigung wohl doch nicht entgangen sein. Ich blickte beschämt zum Fenster und verfluchte gleichzeitig die Tatsache, dass ich nicht mit meinen langen Haaren verbergen konnte, wie ich errötete.

„Ich muss Sie beruhigen, ich finde ihn auch ziemlich bescheuert“ Ich war überrascht, dass ein Graf solche Redewendungen benutzte, vielleicht hatte ich mich geirrt und er war nicht wie alle anderen.

„Eigentlich kennen wir uns schon“, fuhr der Besucher unbeirrt fort, ohne auf meine Reaktion einzugehen. Obwohl ich mir ziemlich sicher war, dass er es bemerkt hatte.

„Oh“

„Ja. Ich bin... ich war ein guter Freund Ihres Verlobten.“ Der Verlobte, der vor meinem Geburtstag verstorben war. „Wir haben uns auf der Beerdigung gesehen.“

„Oh. Es tut mir leid für Sie“, erwiderte ich nur, denn an den Tag konnte ich mich nur wie an einen lang vergangenen Traum erinnern.

„Mir auch. Wissen Sie, auch wenn Sie mir nicht glauben werden, aber mein Freund hat Sie wirklich geliebt. Ich konnte es nie verstehen, aber er sah etwas Besonderes in Ihnen, obwohl Sie noch so jung waren.“

Nachdenklich nahm er einen Schluck von dem Tee, um seine Trauer zu überspielen. Ich wartete, dass er fortfuhr, weil ja, ich glaubte ihm nicht.

„John wollte, dass Sie glücklich sind.“ Zum ersten Mal seit langer Zeit hörte ich den Namen meines ehemaligen Verlobten.

„Deshalb habe ich Ihnen ein Geschenk mitgebracht, es wird in Ihrem Zimmer liegen. Ich biete Sie nur es alleine und nur alleine zu öffnen, das ist das Einzige, was ich tun kann.“

„Sie... Sie sind also nicht hier, um mich zu heiraten?“ , brachte ich zitternd hervor. Der Graf warf seinen Kopf in den Nacken und lachte leise auf.

„Nein, nein, ich bin nicht hier, um zu heiraten.“

Als wir uns verabschiedeten, sagte ich zu allen, dass ich mir das Geschenk von dem geheimen Grafen ansehen und keine Zeugen dabei haben möchte. Es war ein kleiner Kampf zwischen mir und meiner Mutter, aber schließlich gewann ich.

Oben in meinem Zimmer sah ich eine Kiste auf meinem übergroßen Bett liegen, es war mit einer schwarzen Schleife verbunden. Ich schnürte es ab und öffnete die Kiste, oben lag ein Brief mit meinem Namen versehen. Ohne auch weiter zu schauen, zerriss ich den Umschlag, denn ich konnte meine Neugier nicht zurückhalten.

Liebe Erica,

Wenn Sie von der Torseite in den Wald und dann ein paar Kilometer weiter in Richtung

Norden laufen, finden Sie dort ein verstecktes Jägerhaus mit allem Nötigen, um drei Monate lang überleben zu können. In der Geschenkkiste befindet sich passende Kleidung für Ihr Abenteuer. Bitte gehen Sie und, wichtiger noch, leben Sie. Das hätte John für Sie gewollt.

Mit besten Wünschen

Herr Graf Johnathan von Affenburg

Und hinter dem Namen von dem Grafen war ein kleiner, lächelnder Smiley gezeichnet, als eine Erinnerung an meine Belustigung über den Namen.

Erstaunt zog ich wieder die Kiste zu mir und packte diese nun endgültig aus. Es enthielt ein leichtes Shirt und eine breite Hose. Hose. Das würde die erste sein, die ich in meinem Leben anzog.

Hektisch holte ich alle Haarnadeln aus meinem Haar und ließ sie mit einer überwältigenden Erleichterung frei auf meine Schulter fallen. Danach quälte ich mich aus den langen Röcken heraus, als ich in Eile gegen eine Blumenvase stoß. Mit einem ohrenbetäubenden Krach landete diese auf dem Boden, in tausend Splitter zerbrochen.

Das aber feuerte meine Unruhe nur an, denn jetzt musste ich noch schneller sein, um nicht entdeckt zu werden. Ich war dabei mein enges Korsett aufzuschnüren, na ja ich versuchte es, in dem Moment ich laute Schritte auf der unteren Etage hörte. So holte ich ein kleines Messer, das ich mir vor Jahren besorgt hatte, aus einer Schublade in meinem Nachttisch und wundernd, warum es mir nicht schon vorher eingefallen war, begann ich zu schneiden. Die Zeit verging wie ein winziges Stückchen Papier, das in einem Feuer verbrannte, und doch kurz bevor die die Tür zu meinem Schlafzimmer aufgeworfen wurde, schnappte ich mir meine neue Kleidung, den Brief und sprang wie eine geübte Katze aus dem Fenster.

Bei der Landung schürfte ich mir meine Knie und Hände auf, doch auch das konnte mich nicht hindern, als ich begann zu rennen, weil mein Leben davon abhing.

Und ich rannte und rannte und rannte.

Drei Monate später...

World News

„Endlich! Nach drei langen Monaten wurde die vermisste Tochter von der einflussreichen Familie aus Frankreich wieder gefunden, allerdings befindet sie sich zurzeit in einer schlimmen Verfassung, wie wir es von ihren Eltern erfahren haben, nachdem sie anscheinend von Zuhause weggelaufen war. Nun wird die Familie sehr schnell eine Heiratsmöglichkeit für ihre Tochter finden müssen, um ihr Gesicht zu bewahren. Wie sieht es nun für sie aus?“

Lina Mahfoudh: Das Leben ohne Ampeln

Ich stand mit Kevin im Eingang der Schule. Die kalte Märzluft biss mir in die Wangen. „Ey, Alter... was geht?“, rief Bryan und kam mit seinem typischen Grinsen auf uns zu. Seine Hände steckten tief in den Jackentaschen. Wir hatten uns schon ewig nicht mehr gesehen. Zusammen traten wir aus dem Schultor, genau wie immer. Die Straße lag vor uns, breit und grau. Doch dann passierte es. Eine laute, strenge Stimme knallte plötzlich aus den Lautsprechern über den ganzen Pausenhof:

„Achtung! Achtung! Ab heute, dem 8. März 2026, werden alle Ampeln in Amerika abgeschaltet. Das hat der Präsident persönlich befohlen.“

Kevin blieb wie erstarrt stehen. Ich spürte, wie mein Herz einen Sprung machte. Bryan lachte noch leise, aber dann kamen die nächsten Worte, schwer und ernst: „Unser Präsident Donald Trump hat gesagt: ‘When there aren’t any traffic lights, the people have to talk with each other. I want to socialize America.’“

Die Ansage hallte durch ganz Boston. Und nicht nur durch Boston, sondern durch ganz Amerika. In jeder Stadt. In jeder Straße. Bryan lachte jetzt nicht mehr. Er sagte nur leise: „Bis zum ersten April dachte ich noch, das wäre nur ein doofer Witz...“

Aber es war kein Witz. Eine nach der anderen gingen die Ampeln aus. Rot wurde schwarz. Grün wurde schwarz. Das Licht, das immer alles geregelt hatte, starb einfach. Die Kreuzung vor uns wurde dunkel und still. Zu still. Und dann brach das Chaos aus. Autos rasten von allen Seiten auf die Kreuzung zu, ohne dass irgendjemand wusste, wer zuerst fahren durfte. Hupen schrien wie verrückt. Ein großes schwarzes Auto bremste so hart, dass die Reifen quietschten und Rauch aufstieg. Ein Taxi fuhr fast in es rein. Metall krachte laut gegeneinander. Glassplitter flogen durch die Luft. Ein Radfahrer fiel hin, direkt vor ein Auto. Bremsen kreischten. Menschen rannten durcheinander, riefen wild durcheinander und wedelten mit den Armen. Der Geruch von verbranntem Gummi stieg mir in die Nase. Mein Herz klopfte so laut, dass

ich dachte, alle könnten es hören. Kevin stand nur da und starrte. Bryan packte seinen Arm ganz fest.

„Oh nein...“, flüsterte er mit großen Augen. „Das ist echt der totale Wahnsinn.“

Während bei uns die Straße in Chaos versank, saß Präsident Trump weit weg im Oval Office. Er hatte die Füße auf den großen Schreibtisch gelegt und ein breites, zufriedenes Grinsen im Gesicht. Er nahm einen großen Schluck von seiner Diet Coke und dachte sich: „Haha, die werden jetzt total durchdrehen! Aber das ist gut so. Die Leute sind viel zu faul geworden. Immer nur auf grün warten, immer nur auf rote und gelbe Lichter gucken. Die reden ja gar nicht mehr miteinander! Die starren nur noch auf ihre Handys. Total langweilig.“

Er lachte leise vor sich hin.

„Ich will, dass sie wieder richtig reden. Dass sie sich gegenseitig angucken und sagen: ‚Hey, du zuerst!‘ oder ‚Nein, ich zuerst!‘ Das wird super. Dann wird Amerika wieder stark und cool. Ich nenne es: Socialize America! Klingt richtig gut, oder? Nicht dieses komische sozialistische Zeug, nein, nein. Echtes amerikanisches Reden!“ Trump lehnte sich noch weiter zurück und nickte stolz. „Am Anfang wird’s ein bisschen chaotisch. Vielleicht ein paar kleine Unfälle. Aber das ist okay. Und wenn alle total durcheinander sind und niemand mehr weiß, was er machen soll... dann komme ich und mache alles wieder richtig. Dann lieben mich alle noch mehr als vorher.“

Er grinste noch breiter und murmelte zufrieden: „Yeah. Das wird riesig. Das wird das beste Experiment aller Zeiten. Let the games begin!“

Joschua Janke: Regelloser Tag

Heute Morgen wurde ich von einem lauten Scheppern geweckt. Ich lief in die Küche und sah, wie irgendein fremder Mann sich an meinen Lebensmitteln bediente und eine Tasse zerstört hatte.

„Was fällt Ihnen ein, einfach so meine Sachen zu essen?“, fragte ich ihn.

Doch auf einmal fragte mich hinter mir eine Frau: „Wo ist hier die Toilette?“

„Verschwinden Sie aus meinem Haus!“, rief ich, als ich plötzlich ein paar völlig fremde Leute auf meinem Sofa Fernsehen sah. Empört schaltete ich den Fernseher aus und rief: „Raus! Alles sofort raus!“

„Heute wurde festgelegt, dass man einfach so in andere Häuser gehen darf“, sagte auf einmal der Mann, der vorher meine Küche verwüstet hatte.

„Wenn das so ist“, rief ich mit bebender Stimme und stürmte aus dem Haus.

Wütend rannte ich um die Ecke und in das nächstbeste Haus.

„Aber hallo?“, rief die Besitzerin des Hauses, als ich mich auf ihr Sofa warf. „Sie dürfen doch nicht einfach in mein Haus spazieren!“

„Doch, genau das ist heute der Fall“, sagte ich ihr.

„Ach ja? Davon habe ich aber nichts gehört. Verschwinde aus meinem Haus oder ich rufe die Polizei!“, rief die Frau nun in strengem Ton. Wütend starrte sie mich an, und ich starrte zurück.

„Ich habe dich gewarnt“, sagte sie, ging zum Telefon und rief die Polizei. „Da ist ein fremdes Kind in meinem Haus. Gut, beeilen Sie sich“, hörte ich sie sagen.

Dann kam sie zurück und sagte, dass die Polizei unterwegs sei. Verdutzt starrte ich sie an. Hatten die Leute in meiner Wohnung mich etwa angelogen? Ich musste schnell zu ihnen.

„Ich muss jetzt gehen“, sagte ich der Frau.

„Oh nein, du gehst erst, wenn die Polizei hier ist. Ah, da ist sie ja schon“, sagte sie, als es klingelte.

Ich überlegte gerade abzuhausen, als plötzlich zwei Männer in blauen Uniformen ins Zimmer traten.

„Du bist also der Hausfriedensbrecher?“, fragte der größere von ihnen.

„Nein, das stimmt nicht, das war nämlich so ...“, erklärte ich den Polizisten.

Nach einer Weile wussten sie alles, was sie wissen mussten, und einer sagte: „Also erstens, mein Kleiner: Nehmen wir mal an, es stimmt, was du sagst – warum gehst du dann einfach auch in andere Häuser? Und zweitens habe ich nichts von dieser Regel gehört. Beziehungsweise hat mir niemand etwas davon gesagt.“

„Aber all die Leute in meinem Haus!“, rief ich empört.

„Ich gehe gern mit dir in dein Haus, aber ich bezweifle, dass dort irgendjemand ist, den du nicht kennst“, meinte der Polizist.

Also gingen der Polizist und ich zu mir nach Hause. Als wir vor der Tür standen, hörte ich noch den Fernseher laufen.

„Die Leute benutzen meinen Fernseher“, sagte ich zu dem Polizisten. Dann schloss ich die Tür auf und schaute mich um. Niemand war zu sehen. Nur der Fernseher lief vor sich hin.

„Also, wo sind jetzt die Leute?“, fragte er mich.

„Die ... die waren genau hier“, stammelte ich.

„Ich lasse deinen Eltern einen Zettel hier, in dem alles drinsteht, was du gemacht hast. Dann können sie mich ja noch einmal anrufen. Und du entschuldigst dich bei deiner Nachbarin“, meinte der Polizist mit ernster Miene.

„Aber hier waren überall Leute“, sagte ich.

„Und über deine Strafe entscheiden deine Eltern.“

Ich versuchte noch ein paarmal, dem Polizisten zu erklären, dass ich nichts gemacht habe, doch er hörte mir nicht zu.

Nach einer Weile kamen meine Eltern, und ich bekam großen Ärger. Bei der Nachbarin musste ich mich auch entschuldigen, und dann bekam ich noch Hausarrest.

Das war der schlimmste Tag meines Lebens – der Tag, an dem die Regel, dass man nicht in andere Häuser gehen darf, doch nicht abgeschafft wurde.

Xaver Wäsphy: Das geträumte Gesetz

Ich wache auf. Endlich morgen. Aber was war das!? Ich höre laute Stimmen. „Mama, Papa? Wo seid ihr?“, platzt es aus meinem Mund. Plötzlich kommt eine dunkle Gestalt aus der Tür, guckt sich um und kommt näher. „Herr Gastgeber, wo ist das WC?“, fragt die Stimme aus der Dunkelheit. „Sie sind **nicht** in einem Hotel. Raus! Sofort!“, schreie ich das Etwas an. „Ich geh‘ ja schon“, sagt der nahezu empörte, jetzt erkennbare Mann, „aber wo ist das WC?“. Weil ich nichts dagegen mehr sagen kann, sage ich: „Na gut. Die Toilette ist aus meinem Zimmer raus, links zur Küche, dann zum unteren Stockwerk, hinter der großen Tür. Da ist das WC. Gemerkt. Gut.“ Der Fremde geht dahin, wo ich ihn hingelockt hatte: aus dem Haus. Ich strecke mich und stehe auf. Als ich draußen bin, sehe ich 20-50 Leute. Darunter sind mein Lehrer Ollnuss und seine Frau, mein Klassenkamerad Fredi und ein Zoowärter. „Hallo!? Geht’s noch !?“, schreie ich die Menschenmenge an. „Ey, du hascht die Flaschen mir doch reschaviert.“, prahlt ein betrunkenener Mann mich an. „Hallo Ben, dein Zeugnis ist gut!“, sagt eine mir sehr bekannte Stimme. Ich drehe mich um. Und siehe da, Herr Ollnuss. Ich kann nicht mehr antworten als: „Toll.“ Herr Ollnuss der sich dabei sehr amüsiert hat, sagt auch nur noch: „Toll! Ich habe gedacht... Wo ist der Whirlpool?“, schreit mich eine reiche Gestalt an, „Ich habe einen 5-Sterne-Urlaub gebucht.“ „Schatzi, wir gehen raus, das hier ist kein Luxushotel. Tschüss junger Herr“, sagt eine ebenso stolze reiche Frau, die neben dem Mann hinterher stolziert. Was ich mich frage: Wo sind meine Eltern und was ist eigentlich über Nacht passiert? „Hey Junge, wir dürfen in andere Häuser, hat gestern die Regierung beschlossen, und deine Eltern, die sind bei der Regierung, um wieder das Gesetz zu verschaffen, finde ich, finde es großartig, geh einfach zu deinen Nachbarn.“ Der Mann sieht aus wie ein Stein, nur noch schlauer (vielleicht 3-mal schlauer) „Wer sind Sie?“, frage ich. Der Mann antwortet: „Ich bin Prof. Dr. Dr. Dr. Millionen Stein, deine Eltern haben mir gesagt, dass ich es dir sagen soll.“

Ich sage nix, gehe raus vor die Tür und laufe zum Nachbarhaus. Ich sehe im Garten viele Leute und denke, das sind auch Fremde. Ich gehe zum Haus. Komisch, die Tür ist verschlossen. Egal. Ich gehe einfach zum Garten und springe über den Zaun. Also renne ich zum Garten und springe drüber. Alle Leute schauen mich irritiert an, nehmen ihr Telefon und drücken auf Anrufen. Ich gehe weiter. Ich gehe ins Haus hinein und sehe einen Mann, der mit anderen Männern redet, ich höre ein paar Wörter wie: „Alles, Geburtstag und Glückwunsch.“ Ehe ich mich versehe, kommt die Polizei reingerannt und ruft dabei: „Wo ist der Einbrecher?“. Ich verstand, was sie meinen, und renne in den Keller und verstecke mich. Ich denke mir: Oh Mist, wenn die mich erwischen? Jetzt nicht atmen. Die Polizisten kommen, gucken sich um und kommen näher. Ich sehe mich um. Da, über mir ist ein Fenster, ich gucke mich nochmal um und springe aus dem Fenster. Die Polizisten bemerken mich erst, als das Regal umfällt, was neben mir stand. Ich lande auf dem weichen Gras, bleibe kurz stehen und da kommen wieder die Polizisten. Ich dränge mich durch die Leute, um über den Zaun zu springen, aber plötzlich ist der Zaun so groß wie eine 100 Meter hohe Mauer, aber ich merke es nicht und springe trotzdem. Es wird mir schwarz vor Augen. Ich wache auf. Ich spüre meinen Puls, er rast schnell wie eine Rakete und noch schneller. Ich springe aus dem Bett und erwarte eigentlich einen Mann, der mich fragt, wo die Toilette ist. Aber da ist keiner. Ich laufe zu meiner Tür, öffne sie, erwarte viele Leute. Aber da sind keine. Nur meine Mutter, die das Frühstück macht, mein Vater, der auf dem Sofa liegt. „Frühstück“, rief meine Mutter und ich begreife, dass alles nur ein Traum war.



- AG Kreatives Schreiben -

Traum und Wirklichkeit

2025/26

Paula Klimes: Der Traum

Ich flog durch die Lüfte, das, was ich mir schon immer gewünscht hatte. Alles in klein zu sehen und mit anderen zu fliegen. Einfach super!

Als ich an mir herunterblickte, hatte ich blaue Federn an meinem Körper und war geschrumpft, nur mein rundlicher Bauch hatte einen gelben Ton zu sich genommen. „Lara, aufwachen!“, rief jemand, sicher ein Vogel, und ich hatte schon eine Ahnung, nämlich der Vogel, der mir gerade unerwünschten Schatten gab und über mir flog. Ich wollte ihm etwas mit „Ich schlafe nicht und mach mir keinen Schatten“ zu raunen, aber es kam nur ein verschlafenes M-sen heraus. Oh nein, ich hatte schon wieder geträumt, na toll!!

Als ich ein Auge öffnete, erkannte ich die Silhouette meiner Mutter. Sie guckte mich mit ernster Miene an und zeterte: „Du hast verschlafen und ich musste meine Sitzung verschieben. Dein kleiner Bruder war schon pünktlich fertig. Du solltest dir mal etwas von ihm abschneiden.“

Sie betrachtete mich immer noch mit diesem kritischen, durchlöchernden Blick, den ich schon immer nicht leiden konnte. Wenigstens musste ich mich nicht mehr beeilen und konnte über diesen merkwürdigen, aber auch tollen Traum nachdenken, den ich schon drei Mal in diesem Monat geträumt hatte. Ich wünschte, er würde sich in die Realität umsetzen. Doch meine Mutter war noch nicht fertig, sie erhob ihre Stimme und sprach: „Beeil dich, in 10 Minuten fahren wir ab, in einer halben Stunde beginnt meine Sitzung und du weißt, wenn du nicht rechtzeitig fertig bist, dass es Konsequenzen gibt!“ Ich fragte unschuldig: „Welche Konsequenzen?“ Darauf antwortete meine Mutter: „Du kennst meine Konsequenzen!“, und damit schritt sie wütend aus dem Zimmer. Leider kannte ich ihre schlimmen Konsequenzen und beeilte mich lieber beim Umziehen.

Nach zehn Minuten saßen wir im Auto meiner Mutter. Es war echt schlimm mit so einer Mutter, die nur Augen für ihren Sohn hatte.

Leider verstand ich mich mit meinem Bruder auch nicht so gut. Denn gerade ärgerte er mich.

Endlich war die Sitzung vorbei und ich musste nicht mehr in diesem kahlen Wartezimmer sitzen, in dem noch nicht mal ein Bild hing. Mittlerweile hatte ich Hunger bekommen und ich holte mir mein Müsli aus meiner Tasche, das ich heute Morgen nicht aufessen konnte, und verschlang es. Den restlichen Tag verbrachte ich damit, in der Stadt hin- und herzufahren, denn meine Mutter musste natürlich alles Mögliche besorgen. Abends schmiss ich mich in mein Bett und schlief schnell ein.

Da, da war sie wieder, meine Traumvogelgestalt als Blaumeise. Doch diesmal wusste ich, dass es nur ein Traum war, und die Zeit verstrich wie im Flug. Wie ich so daherflatterte mit meinem Schwarm aus verschiedensten Vogelarten. Aber ich hörte meine Mutter nicht, ich spürte nur den kühlen Wind, der mein Gefieder streifte. Warte mal, der Wind war echt, ich war ein Vogel voller Freude, machte ich einen Salto, doch plötzlich hörte ich den noch vorwurfsvolleren Ton von meiner Mutter und ich wachte aus meinem Traum auf. Jetzt wusste ich auch den Grund des Windes, denn ich hatte gestern das Fenster offengelassen und nicht wieder geschlossen.

Paula Klimes:

Das Glück in mir und meiner Seele

Ich nahm einen warmen freundlich, lebenden Sommer wahr. Gelb wie die Sonne ein frischer Garten, ein grünes Paradies. Ein Leben mit frischer Energie, süß, strahlend wie die warme feierliche Sonne.

Das Glück in mir und meiner Seele.

Paula Klimes: **Mein Leben**

Mein Leben,
es ist fast nicht zu beschreiben.
In jeder Ecke gibt es etwas zu sehen, zu spüren.
und mitzunehmen. Wie ein Tanz, die Bewegung, die
man mit sich nimmt. Wie ein Berg, den man raufsteigt und
ein Lied singt, um sich Kraft zu geben. Und wenn man oben steht,
bewundert man seine Leistung und die Aussicht.

Paula Klimes: **Ein Schneesturm**

Ein Schneesturm wehte weit oben in den Gipfeln der Berge. Eine
kleine Gruppe von Wanderern,
suchte zur selben Zeit einen Unterschlupf
zum Übernachten. Alle froren und
sehnten sich nach einem
warmen Feuer und viel
Schlaf. Nach einer halben Ewigkeit
fanden sie eine Höhle als Unterschlupf.
Für ein warmes Feuer reichte gerade noch so das trockene Holz
in ihren schweren Rucksäcken. Müde, aber glücklich saßen alle
um das warme Feuer. Sie spähten nach draußen in das weiße Ir-
gendetwas, das überall lag. Schweigend tranken sie ihren Tee und
wärmten sich am Feuer. Alle freuten sich, diesen Moment erleben
zu dürfen.

Nadiia Mykhaylovych:

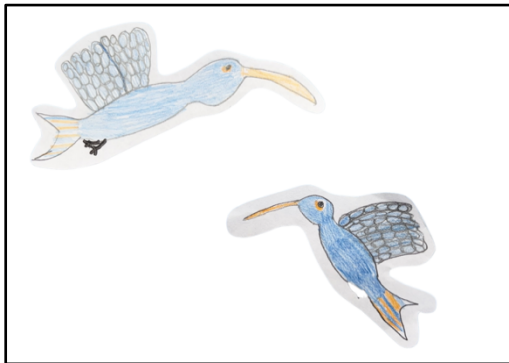
Ohne Titel

„Whee!“, schrie ich, als ich von einem fünf Meter hohen Sprungbrett in den Pool sprang. Ich sank tief ins kalte Chlorwasser. Es zog mich tiefer und immer tiefer. Ich versuchte, hochzuschwimmen, aber es brachte nichts – ich sank nur immer tiefer. Dann hörte ich eine Stimme, die sagte: „Mina, wach auf, du bist spät dran für die erste Unterrichtsstunde.“ Ich rannte in Panik zur Schule. Ich schaffte es, in den Klassenraum zu rennen, bevor der Lehrer hereinkam. Ich setzte mich hin, doch plötzlich war ich wieder im Wasser. Ein helles Licht schien mir in die Augen und ich hörte ein lautes Klingeln – das war mein Wecker. Dann wachte ich auf.

Helen Meyerhenke: **Eingesperrt!**

Ein farbenfroher Kolibri stieg von einer gelben Blume auf, die im Sonnenlicht funkelte. Da legte sich ein dunkler Schatten über die Blume und den Kolibri. Ein Netz fiel von oben auf den Kolibri und verschlang ihn. Der Kolibri schlief ein.

Als er erwachte fand er sich in einem viel zu kleinem Käfig wieder, in dem nur eine Wasserschale stand und auf dem Boden lagen Körner. Der Kolibri probierte, den Käfig mit seinem Schnabel zu öffnen, aber vergebens. Der Käfig war fest verschlossen. Da kam der Schatten wieder und der Käfig wurde hochgehoben. Er wurde zu einer Pferdeherde getragen. So gleich kamen die Pferde ange-trabt und beschnupperten den Kolibri. Dann wurde es dem Kolibri, der übrigens Schiller hieß, zu bunt und schnappte mit seinem langen Schnabel nach ihnen. Die Pferde erschrakten fürchterlich und liefen ans andere Ende der Koppel, auf der sie standen. Der Schatten legte sich wieder über den Käfig und die Tür des Käfigs wurde geöffnet. Der Kolibri flog raus und lebte glücklich und zufrieden.



Ella-Zephrine Westbrooke-Lee: **Traumlicht**

Ein Leuchten wohnt im Mitternachtsblau,
wenn Farben, schmelzen im Morgentau.
Ein Schweben hier, ein Hauch von Licht,
die harte Welt zählt jetzt gerade nicht.
Der Druck verblasst, der Blick wird weit,
ein Raum entsteht aus Ewigkeit.
Ein Schritt ins Warme, ganz ohne Kampf,
die Welt verliert ihren kalten Dampf.
Was echt ist, versteckt sich im bunten Schein,
wo Schmetterlinge flüssig sein.
Wer träumend verweilt, begreift ganz genau,
die Wirklichkeit ist oft nur grau.

Ella-Zephrine Westbrooke-Lee: **Zwischen den Welten**

In uns weben sich Träume,
Faden für Faden, ein eigenes Netz.
Jeder von uns strebt nach seinem Ziel,
verschiedene Menschen, verschiedene Gedanken,
jeder an seinem stillen Ort.
Wir sind alle anders und doch so gleich,
weil jeder von uns diese Botschaft sucht.
Versteh den Boden, auf dem du stehst,
in einer Zeit, die niemals wartet.
Das Leben rennt, die Stunden vergehen,
und manchmal fühlt sich alles schwer an.
Jeder kennt die dunklen Tage,
wenn die Welt zu laut und zu fordernd wird.
Doch genau dort helfen dir deine Träume.
Sie lassen dich das Chaos durchdenken,
sie sind der Raum, in dem Unmögliches wahr wird.
Greif nach ihnen, lass sie nicht fallen,
denn sie halten fest, wer du wirklich bist.
Streck dich aus nach dem, was du hoffst,
verlier dein Ziel nicht aus den Augen.
Denn nur wer seine Träume bewahrt,
wird in der weiten, weiten Welt
nicht einfach verschluckt.



- AG Kreatives Schreiben -

Welt aus Papier

2025/26



Hannah Tielke: Reise durch Adena

In Kapitel 1 meines Buches (s. Jahrbuch „Welt aus Papier“ 2025), dessen Titel noch nicht endgültig feststeht, geht es um ein Mädchen, Evelynn, das in einem schrecklichen Waisenhaus, zusammen mit ihrer Schwester, lebt. Ihre Eltern wurden, als sie noch ein Kind war, von ihr getrennt. In diesem Waisenhaus gibt es normalen Schulunterricht, aber auch Kampftraining zur Selbstverteidigung. Die Kinder haben die Verpflichtung stets dort anwesend zu sein, aber Evelynn hasst es. Eines Tages wird sie von der Leiterin des Waisenhauses beim Schwänzen erwischt und muss umgehend zum Training gehen. Als sie dann zur Sporthalle geht, ist sie entsetzt:

Kapitel 2

Verwüstung. Mein erster Instinkt ist es laut um Hilfe zu rufen, aber ich bin unfähig mich zu bewegen. Was ist hier passiert? Die Trainingspuppen sind zerfetzt. Schwerter sind verbogen und von Äxten sind nur noch die rostigen, abgeschlagenen Klingen übrig. Die Bildschirme an den Wänden sind zerbrochen.

Im ersten Moment drehe ich mich noch ganz langsam um und im nächsten renne ich über die Flure zu Mrs. McStocks Büro. Ich nehme die Türen, Regale und Personen, an denen ich vorbei eile, gar nicht richtig wahr.

Vor dem Büro stutze ich. Höre ich da Stimmen? Ich presse mein Ohr dicht an die dunkle Holztür. Ja, das sind definitiv zwei Leute, die sprechen. Die eine Person ist Mrs. McStock und die andere ist ein junger Mann: „Das Atrium überlegt mehr Kinder in anderen Unterkünften unterzubringen, meine Liebe!“ Und daraufhin sagt Mrs. Stock: „Ach Leonard, das ist doch Blödsinn...“ Ich kann kaum noch etwas verstehen, weswegen ich mein Ohr noch fester gegen die Tür drücke. „Nein Mary! Es ist ernst! Sie sitzen dir im Nacken! Schon in wenigen Wochen können sie dir das alles hier wegnehmen!“

Ich schrecke zurück. Die Regierung sitzt ihr im Nacken? Was meint er denn damit?

Im Raum ist es still geworden. Ich habe Mrs. McStock noch nie sprachlos gesehen. Vorsichtig und mit Magen grummeln öffne ich die Tür. Der Mann dreht sich zu mir um. Er ist vielleicht dreißig und hat leuchtend rote Haare. Seine Augen sind auffallend grün und sehen sehr müde aus.

„Entschuldigen Sie die Störung, Mrs. McStock“, bevor ich weiterrede, schaue ich den Mann verunsichert an. Irgendwie ist er mir unsympathisch, ich weiß nicht, ob ich will, dass er zuhört...

Wie als könnte Mrs. McStock Gedanken lesen, fragt sie ganz freundlich, aber trotzdem mit einem strengen Ton: „Leonard würdest du uns bitte für einen Moment alleine lassen?“

„Natürlich, Mary...“, sagt er und wirft ihr einen Blick zu, der sie wohl daran erinnern soll, dass ihr Gespräch hiermit noch nicht vorbei sei. Er schließt die Tür hinter sich und seine Schritte verschwinden in den Gängen des Flurs.

„Was wollten sie sagen, Miss Evelyn?“ fragt Mrs. McStock mich, als alle Geräusche endgültig verstummen. „Ach und halten sie sich bitte kurz, ok? Ich habe heute noch anderweitig zu tun.“

„Ja Madam, aber ich weiß nicht, ob ich mich da sonderlich kurz halten kann...“, antworte ich leicht stotternd.

„Dann versuchen Sie es eben!“ Antwortet die Frau mir gegenüber, die schon wieder völlig in irgendwelche Unterlagen vertieft ist. Bestimmt verteilt sie wieder Strafen an die ganzen -ungezogenen-Kinder, denke ich.

„Hören Sie, es geht um die Trainingshalle! Sie sieht aus, als wäre dort wortwörtlich eine Bombe in die Luft gegangen!“ sage ich, aber wünsche mir gleich, ich hätte nichts gesagt. Mrs. McStock guckt mich mit so großer Furcht an, dass ich Gänsehaut kriege. Zwei Sekunden später steht sie auf und rennt, ohne ein Wort zu sagen, aus dem Zimmer.

Ein Fenster geht wie von Geisterhand auf und ein sanfter Windzug weht durch die offen daliegenden Ordner auf dem Schreibtisch. Mehrere Blätter lösen sich und eines fliegt mir direkt vor die Füße. Vorsichtig hebe ich es auf und betrachte es. Zeile an Zeile von Wörtern und Fachbegriffen, die kaum jemand versteht. Unten ist

eine schnörkelige Handschrift mit dem Namen -Peter Lesley, Bürgermeister von Adena-. Am oberen Teil des Blattes steht -Schließung des Waisenhauses-. Darüber hatten Mrs. McStock und dieser Leonard gesprochen, oder nicht? Ich gehe zu dem sehr dicken Ordner. Er ist dunkelblau und zu meiner Überraschung, finde ich nicht Unmengen an Ideen, wie man Kinder bestrafen könnte, sondern unzählige Blätter mit Kontoauszügen, Schulden und Anzeigen vom Verlauf der letzten Jahre. Darunter waren einige beunruhigende Informationen darüber, wie das Waisenhaus in den letzten Jahren so lief. Das sieht gar nicht gut aus, denke ich mir. Ich blättere durch die Seiten.

Es ist so unfassbar leise, dass ich mich selbst atmen höre. Durch das Fenster kam ein frischer Frühlingsduft und bringt eine kühle Brise mit sich.

Ich schaue mir die Zahlen genauer an, die sorgfältig notiert in einem Balkendiagramm dargestellt sind. Gefühlte Stunden sind vergangen, bis ich Schritte auf dem Flur wahrnehme. Schnell - und mit einem lauterem Knall als mir lieb ist- schlage ich den Ordner vor mir zu, lasse die herausgefallenen Blätter liegen und schließe das Fenster. Anschließend stürme ich aus dem Büro und ehe ich auch nur zwei Meter über den Gang rennen kann, stoße ich mit jemandem zusammen und falle hart zu Boden. Mir ist kurz schwindelig, da ich mir den Kopf an der Wand gestoßen habe.

Als es wieder besser ist und ich hochschaue, sehe ich, dass ich die Person vor mir nicht kenne. Es ist ein Junge. Er muss neu sein, denn ich habe ihn hier noch nie gesehen. Und das heißt was, da sich hier ja praktisch jeder kennt. Er hat kräftige, braune Augen und mit Sommersprossen bedeckte Wangen. „Oh, es tut mir so leid! Ist alles in Ordnung bei dir?“, sagte er mit einer sanften, rauen Stimme. " Ja, Mir geht es gut. Ist halb so schlimm.“, antworte ich leicht verlegen. Ich wollte gerade aufstehen, als der Junge seine Hand ausstreckt und freundlich seine Hilfe anbietet. „Warte, ich helfe dir.“ Er macht eine kurze Pause, nimmt meine Hand und zieht mich hoch. Dann fährt er fort: „Ich heiße übrigens Sebastian. Also eigentlich Sebastian-Till, aber alle nennen mich Sebastian.“ Ich musste kurz meine Gedanken sortieren, denn mir ist immer noch ein bisschen schummrig. Ich denke an die frische

Brise, die im Büro von Mrs. McStock durchs Fenster wehte und ich merke, wie gut sie eigentlich getan hat. Für einen Moment herrscht eine unangenehme Stille, bis mir einfällt, dass ich mich auch vorstellen sollte. „Mein... mein Name ist Evelyn“

„Schön dich kennenzulernen. Ich bin neu hier und es ist beruhigend, dass ich jetzt jemanden habe, auf den ich zukommen kann“, sagte Sebastian mit einem hermalbernden Unterton. Ich musste kurz grinsen, weil ich Recht hatte: Er ist neu! Aber im selben Moment tat er mir auch leid. Noch ahnt er bestimmt nichts Schlimmes, aber schon morgen wird er sich wünschen er wäre nie hierhergekommen.

„Wir sehen uns“, Sebastian hebt die Hand und will sich gerade abwenden, als ich ihm zurufe, er solle sich bloß vor Mrs. McStock hüten. In dem Moment fällt mir auf, dass es jetzt nicht die aller beste Idee war, so laut durch den Flur zu brüllen, wie wenig ich von Mrs. McStock halte. Ich drehe mich herum, um mich zu versichern, dass die Leiterin des Waisenhauses nicht in der Nähe ist und womöglich etwas gehört hatte. Erleichtert atme ich aus. Sie ist nicht da. Sebastian sagt kichernd: „Danke für den Tipp“ und verschwindet in den Gängen des Flurs.

Und was jetzt? Ich kann nicht zu. Training gehen... Das Mittagmahl liegt auch noch in einer Stunde Entfernung...

alle habt doch sicher von der Explosion gehört, ich stecke dahinter. Der Grund dafür ist, als ich mein Haus in eine Schule umgebaut habe, durfte ich meine Schule nicht veröffentlichen, weil es ja schon eine Schule gab und deswegen habe ich eure alte Schule in die Luft gejagt." Dann wurden wir durch die Villa geführt. Es war wirklich cool in der neuen Schule, die Lehrer waren richtig nett und wir verspürten ein Gefühl von Freiheit, also dass der Unterricht endlich Spaß machen würde.

Lilli Dettling: **Einfach sein**

Es ist schön so wie es ist
Doch manchmal wünsche ich mir mehr
Mehr vom Leben, mehr Freude, mehr Spaß
Ich möchte erleben, ohne mir Gedanken über Konsequenzen zu machen
Lachen können, ohne dass es künstlich klingt
Mehr Zeit haben, für alles, was mir wichtig ist
Sich auch mal zurücklehnen und entspannen können, ohne es zu bereuen
Sich frei fühlen und vor sich hinträumen
Ganz ohne Pflichten
Ganz ohne Stress
Einfach genießen

Zuhören und verstehen
Sich entschuldigen können, ohne seinen Stolz zu verletzen
Anvertrauen können, ohne Angst vor Verrat zu haben
Sachen vergessen und neue Erinnerungen schaffen
Lernen, die Welt mit anderen Augen zu sehen
Jeden Tag, jede Stunde, jede Minute, jede Sekunde wertschätzen
Einfach loslassen

Einfach sein



Und das war die AG

Welt aus Papier – Kreatives Schreiben
am Goethe-Gymnasium im Schuljahr 2025/26:

Maryam Alwalid, Merlin Bach, Mari Balyan, Len Bolch, Lilli Dettling, Jasper Dietrich, Josua Dietsche, Rania El Rhorfi, Victoriya Ganzah, Joschua Janke, Shirin Kara, Maha Khan, Paula Klimes, Alex Liu, Lina Mahfoudh, Helen Meyerhenke, Nadiia Mykhaylovyh, Leonard Roth, Hannah Tielke, Lotta Tielke, Xaver Wäsphy, Ella-Zephrine Westbrooke-Lee, Oliver Wevelsiep, Liah Woldemariam.

